ZUR KENNTNIS DES FRÄNKISCHEN

UND

ZUR HOCHDEUTSCHEN LAUTVERSCHIEBUNG.

Wie überhaupt die mittel- und niederdeutschen dialecte einer grammatischen darstellung und begrenzung ihres gebiets noch harren, so ist auch der begriff des sogenannten nieder-rheinischen im ganzen ein vager, die grenzen und hauptunter-scheidungsmerkmale des dialects sind noch von niemand ge-nauer bestimmt worden. Man sieht wol im allgemeinen ganz richtig den dialect als einen solchen an, der den übergang des hochdeutschen in das niederländische vermittele, wo und wie aber der übergang statffinde, darüber begegnet man meist unklaren anschauungen. Und diess ist auch gar nicht zu ver-wundern, da man den dialect doch hauptsächlich nach den literaturdenkmälern, die man ihm zuzuweisen pflegt, beurteilt. Nun weichen aber die gedichte, welche wir niederrheinische nennen, in ihrem lautstande meist von einander ab, ihre ent-stehungsorte sind nicht genau bekannt und man kann daher auf sie keine sichern schlüsse bauen. So ist z. b. besonders das Annolied, welches man ohne weiteres für kölnisch ausgibt (cfr. Koberstein I³, p. 154) nur geeignet, die vorstellung vom köl-nischen dialect zu verwirren, da es wenigstens in seinem jetzigen zustande nicht aus Köln hervorgegangen sein kann. Ganz ähnlich verhält es sich mit den von W. Grimm unter dem namen Wernhers vom Niederrhein herausgegebenen gedichten, in welchen ebenfalls der vom originale etwas abweichende dialect des schreibers deutlich hervortritt, während die in der-selben hs. enthaltenen, von einem andern schreiber geschriebe-nen Marienlieder (Haupt X) eine ganz reine mundart darbieten.

Die sicherste quelle zur erkenntnis der älteren deutschen mundarten sind die nach ort und zeit ihrer entstehung feststehenden urkunden. Sie sind von der mitte des 13. jahrhunderts an in immer zunehmender fülle vorhanden und müssen die basis aller untersuchung bilden, erst in zweiter linie kommen die gedichte in betracht. Auf grund dieser urkunden wollen wir denn versuchen, die ausdehnung und den character der niederrheinischen mundarten in der 2. hälfte des 13. und im 14. jahrhundert einigermassen festzustellen.

Zuvor aber möchte ich nochmals (cf. liter. centralbl. 1872, p. 1227) gegen den landläufigen, aber äusserst unglücklich gewählten namen „niederrheinisch“ protestieren. Der name hätte nur einen sinn, wenn man damit die sprache des Niederrheins bis zu seiner mündung hin bezeichnete. Das tut man aber nicht, da das unterste gebiet des Rheines durch „niederländisch“ bezeichnet zu werden pflegt und man meint daher mit „niederrheinisch“ gemeiniglich die sprache der preuss. Rheinprovinz. Diese aber wird durch eine deutlich erkennbare sprachgrenze in zwei theile getrennt, so dass man unter diesem namen zwei grundverschiedene mundarten begriff und in einander warf. Das unzutreffende desselben fühlte auch Pfeiffer (Germ. III, p. 493) und schlug statt dessen „kölnisch“ vor. Diese bezeichnung ist aber wiederum zu eng, wie wir weiter unten sehen werden. Der passendste name ist wie mir scheint „mittelfränkisch“ (dessen sich auch schon Heyne, kleinere denkm. p. III, bedient) und zur begründung desselben werden wir die stellung dieses dialects zum gesammten fränkischen stamme, so wie die sprachliche gliederung des letzteren überhaupt kurz zu erörtern haben.

Der fränkische stamm zieht sich bekanntlich vom nördlichen Oberdeutschland an den Rhein entlang bis hinunter in die Niederlande und enthält sonach, wie kein zweiter der alten stämme, einen hochdeutschen und einen niederdeutschen hauptteil. Diese spaltung ist natürlich eine verhältnismässig sehr späte. Sie ist entstanden, als der südliche teil Deutschlands von der hochdeutschen lautverschiebung betroffen wurde. Deren ausdehnung ist eine rein geographische: von den bergen Oberdeutschlands nahm sie in historisch erreichbarer zeit ihren ausgang und bewegte sich ohne auf die zusammengehörigkeit

der stämme rücksicht zu nehmen nordwärts, bis sie endlich zwischen dem 51. und 52. breitegrade in ihrer kraft erlahmte. Ganz von derselben betroffen sind die Alamannen und Baiern, wol nur in ihren südlichsten grenzgebieten die Sachsen, aber vollständig geteilt sind durch sie die sich von süden nach norden lang hinziehenden Franken. Die sprachliche einteilung des stammes ergäbe sich darnach von selbst, nämlich fränkisch ohne und mit hochdeutscher lautverschiebung, oder nieder- und oberfränkisch. Hier müste aber das sogenannte nieder-rheinische entschieden unter das oberfränkische gesetzt werden, da es die hervorragendsten teile der lautverschiebung mit erlitten hat. Doch wegen seiner sonstigen mehr zum niederdeutschen stimmenden lauterscheinungen empfiehlt sich die dreiteilung in ober-, mittel- und niederfränkisch. Einteilungsgrund ist der stand der consonanten, vornehmlich der dentalen welche ja von der hochdeutschen lautverschiebung am stärksten afficiert sind.

Der oberfränkische dialect ist von Müllenhoff in der reichhaltigen und in vielen beziehungen vortrefflichen einleitung zu den denkmälern eingehend behandelt worden. Er zerlegt das fränkische (den von uns „oberfränkisch“ genannten teil) an der hand der ältesten urkunden und denkmäler nach der scala der dentalen in hochfränkisch, rheinfränkisch und südfränkisch. Hochfränkisch nennt er die mundart des späteren Ostfranken, wo nach seinen urkundlichen belegen die dental-tenuis zu *z*, die dentalmedia zu *t* verschoben war, desgleichen war auch *th* schon in *d* übergegangen, mit ausnahme des anlauts, wo es sich im 9. jahrh. noch hielt. Als beispiel dient der Tatian, welcher als in Fulda entstanden nachgewiesen wird. — Im rheinfränkischen ist ebenfalls die tenuis *t* vollständig verschoben, die media verharret meistens als solche, auch das *th* ist noch vorhanden. Das hauptsächlichste hierher gehörige denkmal ist der Isidor. Eigentlich nur eine unterabteilung dieses ist das von Müllenhoff sogenannte südfränkisch des Otfrid. Dieses hat das alte *d* nur im anlaut, im inlaut ist es zu *t* verschoben, was aber auch im rheinfränkischen nicht selten vorkommt. Das im rheinfränkischen unversehrte *th* besteht bei Otfrid nur im anlaut.

Das sind, wenigstens betreffs der consonanten, die haupt-

gesichtspunkte, nach denen M. diese oberfränkischen mundarten teilt. Doch sind dieselben nicht ganz feststehend, da er die mundarten des 9. jahrhunderts betrachtet und demgemäss die spirans *th* zur dialectsonderung mit zu hilfe nimmt. Diese aber geht später in allen dialecten in die media über, kann also für die spätern mundarten keinen sonderungsgrund mehr abgeben. Wir betrachten hier den consonantenstand des oberfränkischen, wie er sich aus den urkunden des 13. und 14. jahrhunderts ergibt. Dasselbe lässt sich darnach nur in zwei unterabteilungen zerlegen, nämlich 1) das ostfränkische (Müllenhoffs hochfränkisch). Da bei diesem nun auch das anlautende *th* verschwunden ist, so steht es betreffs des consonantismus auf allgemein hochdeutschem standpunkte und bedarf keiner weiteren besprechung. 2) Das südfränkische. Diess unterscheidet sich vom ostfränkischen durch das vorhandensein der alten media *d*. Seine grenze gegen das ostfränkische ist, ebenso wie M. für das 9. jahrhundert anführt, ungefähr Spessart und Vogelsberg. Zeugnisse dafür, dass die Wetterau noch zum Südfränkischen gehört, sind der friedberger Christ aus Friedberg in der Wetterau, und urkunden, wie die von Rieger (leben der heil. Elisabeth p. 47 ff.) abgedruckten, desgl. die urkunde der neun geschwornen des landfriedens in der Wetterau von 1359 (L. III, 593).*) Gegen Norden erstreckt sich das Südfränkische auf dem linken Rheinufer ungefähr bis zur Mosel, auf dem rechten bildet etwa der unterlauf der Lahn die grenze, dann aber müssen wir dieselbe noch weiter nördlich führen, indem das hessische in seinen consonantischen eigentümlichkeiten im grossen und ganzen zum Südfränkischen stimmt. Doch wird vielleicht noch eine genauere sonderung möglich sein. Im Süden geht das fränkische dann ins alamanische über.

Die unverschobene media *d* ist also ein merkmal des südfränkischen. Doch finden wir sie nicht immer gleichmässig durchgeführt, indem in vielen urkunden des dialects sich unterschiedslos daneben *t* findet. — In Riegers urkunden ist *t* nicht sehr häufig, aber in der Wetterauer urkunde bei L. stehen

*) L. = Lacomblet, urkundenbuch für den Niederrhein. 4 bände.

H. = Hüfers auswahl deutscher urkunden.

G. = Günther, codex diplomaticus Rheno-Mosellanus. 5 teile.

14 *d*, 18 *t*, also *huden*, *gebode*, *stede*, *dun* neben *tede*, *teil*, *tun*, *syten*, in der urkunde des Mainzers v. 1339 (Lac. III. 343) 27 *d* zu 24 *t*: *dun*, aber *getan*, in *gode vadern* und gleich darauf *von dessem hutigen tage*, *deilen* und vier zeilen weiter *teilen* etc. — In der urkunde aus Bingen v. 1329 (G. III. 162) giebt es nur wenige *t*, im subst. *site*, *worte*, sonst aber stets *d* in *dun*, *hudigen dag*, *huden* etc., ebenso überwiegt weit das *d* in der Frankfurter urkunde v. 1332 (H. p. 252. Der kaiser Ludwig der Baier stellt hier eine südfränkische urkunde aus!). — Das *t* überwiegt in der Mainzer urkunde v. 1325 (H. p. 183), doch finden sich auch zahlreiche *d*, z. b. *beraden*, *vader* etc. — Es mögen beispielsweise noch eine anzahl südfränkischer urkunden hier angeführt werden, in denen das verhältnis überall das gleiche ist: Sponheim, H. p. 49. 128. 129. 148. L. III. 290. 624. G. III. 84. 109. 167. 236. 275. 319. 455 u. a. (in all diesen urkunden gehört *t* zu den seltenheiten). — Daun (bei Sponheim) G. III. 281. 490. H. p. 36. Saarbrücken H. p. 188. Kirchberg G. III. 186. 221. Brunshorn (bei Castellaun) G. III. 474. Mainz G. III. 251. 260. 261. 361. 451. L. III. 941. Katzenellenbogen G. III. 631. IV. 28. Bingen G. III. 633. Arnzburg a. d. Wetter H. p. 60. Creuznach H. p. 161.

Eine weitere scharf ausgeprägte eigentümlichkeit ist ferner das im anlaut stets unverschobene *p*, also z. b. *plagen*, (*plegit* Katzenellenbogen L. III. 970, *plach* Sponheim G. III. 624), *parrer* (Sponheim G. III. 236), *paffen* (Mainz L. III. 343), *punde* (Sponheim H. p. 49), *punt* (Leiningen H. p. 290, Mainz H. p. 183), *Pawe* (ib. p. 185), *pant* (Sponheim G. III. 275), *penning* — *pert* — *Pingesten* etc., wovon man die beispiele auch in den oben angeführten urkunden zahlreich findet. So war es zu Otfrids zeit und so ist es noch heute in der „Palz“, Frankfurt, Mainz, wo man stets im anlaut *p* spricht, aber aspiriert. Dieses nachstürzende *h* wird auch damals schon dagewesen sein, da es, wenngleich nur selten, doch zuweilen bezeichnet wird, z. b. *phleger* (Leiningen H. p. 266), *phert* (Katzenellenbogen G. III. 631), ohne dass man dabei an die affricata *pf* zu denken braucht. Ausserdem steht noch unverschobenes *p* in den inlautenden verschärfungen, denen hd. *pf* entspricht: *appelbaum* (Bingen G. III. 633) *kop* (G. III. 314) — Arnsteiner Marienleich: *gescheppen* 170, *scheppaere* 200. — Beispiele dieses

letzteren falles sind in den urkunden nicht häufig und ich glaube nicht, dass in diesem falle das *p* bis in die südlichsten teile Südfrankens reicht, da Otfrid *aphul, scepheri, kuphar* etc. hat, also gewis bei ihm schon ein starker nachstürzender hauch vorhanden war. — In allen übrigen fällen ist das *p* im südfränkischen regelrecht verschoben (*helfen, dorf* etc.).

Nördlich nun schliesst sich an das südfränkische das mittelfränkische an, ungefähr von der Mosel und Lahn bis gegen Düsseldorf und gegen westen bis nahe zur Maas. Den consonantenstand der mundart habe ich in meinen untersuchungen über Veldeke (zeitschr. f. d. phil. IV) in seinen grundzügen angegeben; Trier, Koblenz, Köln, Jülich, Aachen sind die bedeutendsten orte, welche ihr angehören. Diejenige durchgehende eigentümlichkeit nun, welche uns bestimmt, den dialect dieses ganzen gebietes als einen im wesentlichen einheitlichen zu bezeichnen, ist, dass im ganzen durchweg die tenuis *t* zu *z* verschoben ist, mit ausnahme des neutralen *t* in *dat, wat, it, allet, dit*. Ausserdem blieb unverschoben das *t*, welches im perf. und part. perf. der 1. schwachen conjugation entstand, wenn ein *t* des stammauslauts mit dem *d* der schwachen flexion zusammentraf, und dadurch eine schärfung des tlauts entstand, also vom praes. *setzen satte* und *gesat* (diese in den urkunden sehr häufig); *grūzen, groessen* perf. *groete gegroet* (z. b. Karlmein. 2,43, 13,38); *būzen, boezen, boessen*, perf. *boete, geboet* (z. b. Karl. 13,16. 261,17. 314,65, *gut:gebut* Marld. 53,38. 56,5); *letzen* perf. *latte* (Karl. 311,25) *gelat* (Karl. 87,55. 119,45. 121,13), *schetzen, geschat* (L. III. 163. 363 etc.). — Ausserdem findet sich unverschobenes *t* noch in einigen einzelfällen, als *tol* (telonium, zoll) z. b. L. II. 542 und seinen ableitungen *tollinge* (L. II. 537) etc. besonders aber noch in *tuschen* (zwischen), welches wort aber merkwürdiger weise nicht bloss im mittelfränk., sondern auch im südfränk. (z. b. Mainz L. III. 343, Saarbrücken H. p. 321) regelmässig in dieser form auftritt, ja Weinhold führt *zwischen* sogar als alemannisch an (al. gr. § 169). Vereinzelt und nicht durchgängig finden sich unverschobene *t* in einigen worten. So kommt in kölnischen urkunden einige male *moit, müthe, moythe* vor (L. II. 1064 p. 625 u. 626, II. 1065), ja sogar in einer südfränk. urkunde (H. p. 37) habe ich ein *mūten* gefunden, was man an dieser

stelle allerdings vielleicht als *mohten* fassen könnte. Ganz allgemein aber ist sonst mittelfränk. *moiss*, *müss*, *moste* u. s. w. — *drussete*, *droissit* (truchsess) scheint besonders den Jülicher urkunden eigen (z. b. L. III. 120. 352. 384. 545 u. s. w.), während in Köln *druszeszin* (L. II. 542) *droississen* (H. p. 274) üblich ist. — Das seit mitte des 14. jahrhunderts in Köln und Mittelfranken nicht seltene *tgegen*, *tgegn*, *tgain*, *tgenwordig* ist nicht, wie es auf den ersten blick scheinen sollte, aus *te gegen*, sondern aus *intgegen* entstanden. Im 13. und der 1. hälfte des 14. jahrhunderts heisst es immer *diesen intgegenwordigen brief* (z. b. L. II. 534. 537. 744), wofür dann *tgegenwordig eintritt* (L. III. 532. 540. 556). Das erste *tgegen* (statt *intgegen*, *untgen* etc.) habe ich in einer kölnner urkunde von 1349 gefunden (L. III. 474), von wo ab es dann herscht, doch findet sich auch später sporadisch *untgen* (L. III. 498), *intganwordicheit* (L. III. 670) etc.*)

Doch es ist hier nicht der ort, noch weitere einzelheiten

*) In diesem vorgange haben wir eine bemerkenswerte analogie zur entstehung des anlautenden *t* in den westfries. zahlen *tachtich*, *tniogen-tich* aus der silbe *ant-*, die im altsächs. vorliegt. — Ich will nur noch hinzufügen, dass jene formen, die man gewöhnlich nur als friesisch anführt, noch viel häufiger im östlichen Niederfranken, vornehmlich Geldern-Kleve sich finden. Und zwar nicht nur *tnegentich* (L. III. 952. 966. 1018. 1068 etc.) und *tachtentig* (L. III. 864. 882. 913. 920. 945), sondern auch *tseventich* (L. III. 716. 739. 828. 834. IV. 370 etc.) und *tsestich*, *tseistich* (L. III. 635. 666. 674, 75. 682 etc.) Nie aber habe ich 50 oder 40 mit diesem *t* gefunden. Für Kleve-Geldern sind diese formen regel; in Mittelfranken dagegen ist das *t* nicht vorhanden, nur ein mal ist mir in Köln *tsestich* begegnet (L. III. 627). Ebenso fehlt das *t* im westlich-niederfränkischen, dem sog. mittelndl. Sonach steht in einer Brüsseler urkunde bei L. III. 652 *sestich*. Wenn wir daher in einer ebenfalls Brüsseler urkunde (L. III. 696) *tsestich* lesen, so erklärt sich das daraus, dass ohne zweifel der graf von Kleve durch seinen schreiber diese urkunde hat aufsetzen lassen, da er sich darin vom herzog von Brabant einen zoll verschreiben lässt. — In den nördlichen Niederlanden aber tritt das *t* wider regelmässig auf: codex dipl. neerlandicus 2. ser. 1 p. 83 (Haerlem) *tsestich*, p. 84 (Wondrichem) *tseuentich*, p. 92 (Isselstein) *tachtig*, p. 165 *tachtentich* etc. — Dass übrigens die silbe *ant-* mit dem ags. *hund-* sich decke, glaube ich nicht, da in diesem zahlwort durchaus in allen german. sprachen — und ja auch im altsächs. selbst — das alte *a* in *o*, *u* geschwächt ist. Ein *hand* neben *hund* wird ebensowenig nachzuweisen sein, wie z. b. ein *bandum* statt *bundum*.

anzuführen, da sonst im allgemeinen überall *t* die hochdeutsche verschiebung erlitten hat. Dieses hochdeutsche *z*, resp. *s* (denn schon seit ende des 13. jahrhunderts wird *z* regelmässig durch *s*, *ss* vertreten) scheidet den dialect scharf von dem nördlich und westlich sich anschliessenden niederfränkischen, das ganz niederdeutschen consonantenstand hat, so wie das auftreten von *dat*, *it* u. s. w. richtschnur sein muss zur grenzbestimmung gegen das südfränkische. Diese grenzen wollen wir jetzt nach den vorliegenden urkunden näher festzustellen suchen.

Zuvor aber bedarf es noch einiger bemerkungen über die benutzung der urkunden zu derartigen zwecken. Es wäre nämlich ganz verfehlt, wenn man aus dem ausstellungsorte der urkunde ohne weiteres schlüsse betreffs des dialects dieses orts ziehen wollte, ohne vorher auch die dabei beteiligten personen ins auge zu fassen. So ist z. b. die mehrfach erwähnte urkunde des Mainzers (L. III. 343) zu Koblenz ausgestellt und doch im Mainzer dialect, da jedesfalls der erzbischof seinen schreiber bei sich gehabt hat. — Oder es stellt (L. III. 737) der graf von Cleve eine urkunde aus, ein ausstellungsort steht nicht dabei, aber für clevisch wird sie niemand halten, der die clevischen urkunden kennt. Die urkunde ist eine quittung an den erzbischof von Köln und ist ohne zweifel von dessen schreiber verfasst. — Die urkunde L. III. 567 ist zu Maastricht, also auf rein niederfränkischem gebiet ausgestellt, sie betrifft einen vertrag zwischen dem grafen von Loon, also einem Niederfranken, und dem herzog von Jülich. Die urkunde ist aber mittelfränkisch und es ergibt sich daraus, dass der herzog seinen schreiber bei sich hatte. Die urkunden L. III. 689. 827. 889. sind unter beteiligung des köln erzbischofs in Arnsberg in Westfalen ausgestellt; sie sind kölnisch. Weitere beispiele für diess verhältnis anzuführen ist unnötig, sie sind ganz un- gemein häufig und lassen es fast als regel erscheinen, dass urkunden, in denen bischöfe, herzöge und fürsten mit städten oder einzelpersonen pactieren, in dem dialect der ersteren ver- fasst sind; weiter aber lässt sich der allgemeine satz aufstellen, dass, bei verträgen zwischen fürsten unter einander, meist der das document verfassen lässt, zu dessen vorteil der betreffende vertrag gereicht. So macht der könig Johann v. Böhmen für

die wahl seines sohnes Karl IV. dem Kölner grosse versprechungen und diese urkunden (L. III. 432. 33) sind sonach im kölnischen dialect geschrieben. Ein anderes beispiel besprachen wir oben schon, wo die Brüsseler urkunde in klevischer sprache ausgestellt war.

Unter diesen umständen haben wir eine fülle von urkunden, aus welchen wir über den dialect von Trier, Jülich, Berg, Köln, Geldern, Cleve unterrichtet werden, aber für die andern orte müssen wir uns mit viel weniger zahlreichem material begnügen, da wir sicher für ihren dialect nur städtische documente und solche, bei denen nur kleinere herren beteiligt sind in anspruch nehmen können.

Der südlichste hauptpunkt des mittelfränkischen dialects ist Trier. Die alten urkunden des Trierer erzbischofs bieten durchgängig *dat* H. p. 3, p. 129, p. 164, p. 167 f., (p. 168 steht einmal *das*), p. 173, G. III. 112. 114. 117. 126. 131 (einmal *das*) 156, in übereinstimmung mit dem Trierer capitulare (*das* aber auch einmal *thaz* hat) und der heutigen volksmundart. Die nähe der grenze wird durch das sporadisch auftretende *das* bekundet. Ueber eine in den Trierer urkunden später eingetretene wandlung wird weiter unten zu reden sein.

Ebenso wie in Trier herrscht *dat* in den flussabwärts auf beiden seiten der Mosel gelegenen orten, ich führe an auf dem linken Moselufer: Witlich (G. III. 352), Reil (H. p. 154), Alf (H. p. 251), Clotten bei Cochem (Weisth. II. 441—45), Elz, (burgfrieden des schlosses Elz G. IV. 143), Münstermayfeld (H. p. 186, p. 216), Trimbs (Weisth. 2, 476), Lönning-Kerben (G. III. 612), Ochtendung (G. III. 150 oder H. p. 213), Cobern (G. III. 301. 662); — auf dem rechten Moselufer: Zell (G. III. 254), Beilstein (G. IV. 162, auch einige *das*), Treis (H. p. 235, G. III. 315), Ehrenberg (G. III. 431. 496), H. p. 243—47 bündnis einer grossen zahl meist auf dem rechten ufer der Mosel ansässiger herren; Alken, gegenüber Boppard (G. III. 219), Koblenz (H. p. 151, p. 199. L. III. 622. G. III. 148).

Wir sehen also, dass der lauf der Mosel von Trier bis zu ihrer mündung zu Mittelfranken gehört, aber auch noch weiter rheinaufwärts über die Moselmündung hinaus erstreckt sich die mittelfränkische mundart auf der linken seite des Rheins,

so herrscht *dat* in Boppard (G. III. 346, H. p. 214). Der südlichste punkt, an welchem auf dem linken Rheinufer *dat* vorhanden ist, ist Oberwesel. H. p. 65—67 haben wir eine städtische urkunde von Wesel aus dem jahre 1301. Darin steht ein *dit*, ein *allit*, 4 *it*, aber neben 23 *dat* auch 3 *daz*, z. b. *dat er daz abe lege*. — Doch auch in Bacharach (schöffenweistum des 14. jahrhunderts Weisth. II. 219—22) findet sich ein paarmal *nat* und *dat* neben dem weit vorwiegenden *daz*.

Alles was nördlich von dieser Mosellinie liegt, hat nun durchweg *dat*. Ich führe beispielsweise einige orte an: Andernach (L. III. 632. G. III. 6), Mayen (H. p. 256), Kempenich bei Laach (G. III. 272. 513. 619), Saffenberg an der Ahr (G. III. 405. 473. 480. 650), Virnenburg (G. IV. 119. 135. 226. 249), Prüm (L. 680. G. IV. 286. Weisthümer II. 515—21), Sinzig (H. p. 202. 203), Brol oberhalb Sinzig (G. IV. 272), Remagen (G. III. 503), Ahrweiler (Weisth. II. 643—47).

Von Wesel an geht die grenze nordwärts, wir werden sie wol am richtigsten nach der stadt Nassau hin ziehen. Katzenellenbogen (cf. oben) ist schon südfränkisch, doch in einer urkunde des grafen Diether (L. III. 970) kommt auch ein *dat* neben dem sonst regelmässigen *daz* vor. Nassau wird so ziemlich einen grenzpunkt bilden, denn in den dahin gehörigen urkunden wird neben *daz* auch nicht selten *dat* gebraucht. So L. III. 637 (4 *daz*, 3 *dat*), 756 (12 *daz*, 1 *iz*, 2 *it*), 911 (brief des grafen von Nassau: 1 *daz* und 1 *dat*). Nur *daz* steht in der Nassauer urkunde L. III. 379. Ziemlich denselben dialect, wie diese Nassauer urkunden bietet der Arnsteiner Marienleich (denkm. XXXVIII), der aus dem weiter nach osten a. d. Lahn gelegenen kloster Arnstein stammt. Nur hat er schon durchgehend neutrales *z*, mit ausnahme eines einzigen *dad* (v. 151), das in den denkmälern nicht hätte entfernt werden sollen.

Nördlich von Nassau gehören dann zum mittelfränkischen die herrschaften Sayn und Isenburg. Durchaus *dat* steht in den urkunden der gräfin Mechthild von Sayn aus dem 13. jahrhundert L. II. 744. 786. H. p. 29. G. II. 247, ebenso L. III. 308 (diese urkunde, einen vertrag zwischen Gottfried von Sayn und dem markgrafen von Jülich enthaltend, ist dem dialect

des ersteren zuzuweisen, da *uf* statt des jülichischen *up* gebraucht ist), — ferner in den Isenburger urk.: L. III. 316. 335. 339. 522. 628. G. III. 179. 203. 468. 571. Schwankend ist H. p. 261. L. III. 906 (Sayn) und H. p. 176 (Isenburg). Hierzu kommt noch Westerbürg im nördl. Nassau G. III. 171.

In den westlich von diesen orten gelegenen gegenden ist neutrales *t* die regel, z. b. Wied (H. p. 196), Rennenberg bei Wied (G. II. 241. H. p. 97). Helfenstein bei Arzheim gegenüber Coblenz auf dem rechten Rheinufer (H. p. 106. G. III. 259), Romersdorf bei Engers (G. II. 336. III. 369. IV. 231). Engers (G. IV. 194), Hammerstein oberhalb Linz auf dem rechten Rheinufer (H. p. 59. 224. 326. G. III. 4. 375. 484. 538. 578. G. IV. 11. 12), Dattenberg (G. III. 614), Linz (H. p. 11. 18. G. III. 502). Weiter nördlich ist Blankenberg an der Sieg als mittelfränkisch belegt durch ein weistum (Weisth. III. 17 ff.) Das herzogtum Berg auf der rechten Rheinseite war seinem grundstocke nach mittelfränkisch, weshalb auch die Bergischen urkunden in diesem dialect verfasst sind, z. b. L. III. 407. 486. 513. 582. 629. 708 etc. — Es würde nun ungefähr die linie zu bestimmen sein, in welcher das rechtsrheinische mittelfränkisch in das östlich darangrenzende hessische, welches bloss *dit*, sonst aber *daz*, *ez* hat, übergeht. Dazu fehlen mir jedoch zur zeit sichere locale urkunden, da für Kurhessen und Nassau noch kein codex diplomaticus existiert. Wir werden aber weiter unten diesem mangel durch vergleihung der neuern mundarten einigermaßen abhelfen können.

Es ist nunmehr die grenze des mittelfränkischen gegen die rein niederdeutschen sprachen, das niederfränkische und sächsische, zu bestimmen. Doch zuvor einige worte über die grenze zwischen diesen letztern selbst. Diese in ihrem ganzen verlaufe zu verfolgen, bin ich jetzt nicht im stande, ich will bloss einige endpunkte des sächsischen besprechen, nämlich Essen, Werden und Elberfeld. Betreffs des zweiten befinde ich mich im widerspruch mit Heyne, welcher es (cf. kleine altnd. denkmäler, vorr. und zeitsch. f. d. philol. I. p. 288) dem niederfränkischen zuteilt. Sein grund ist vornehmlich der fränkische vocalismus (*uo* = germ. *ô*, *ie* aus *ê* in *thie*, *hie*) in den Werdener denkmälern, denen er den Cottonianus und das bruchstück eines psalmencommentars (kl. denkm. III) wol mit

recht zuweist. Aber es fragt sich, ob wir diess als entscheidendes kriterium des altniederfränkischen anerkennen wollen; und darin glaube ich eben widersprechen zu müssen. Bekanntlich ist ja die spaltung des *ô* in *uo* erst im 8. jahrhundert vor sich gegangen, und hat ausser dem hochdeutschen auch das mittelfränkische und, wenn es auch für das ganze nicht ohne weiteres behauptet werden kann, so doch sicher einen teil des niederfränkischen mit ergriffen. Dass nun diese affection auch das den betreffenden fränkischen gegenden angrenzende Werdener land mit betroffen hat, wird nicht auffällig erscheinen. Aber fränkisch darf man allein wegen dieses so spät eingetretenen lautwandels Werden noch nicht nennen. Denn wir sehen ja, dass Werden in einem andern hauptpunkte des fränkischen vocalismus wieder abweicht. In den altniederfränkischen psalmen ist durchgängig der alte diphthong *ei* bewahrt, wie er ja auch im mittelfränkischen des 13. jahrhunderts noch besteht, und im niederfränkischen des 13. jahrhunderts (mittelniederländischen) ganz gewöhnlich neben der da allerdings häufigeren verengung zu *ê* auftritt. Der Cottonianus aber sowol als der psalmencommentar haben dafür *ê*.

Ein hauptmerkmal des fränkischen aber ist folgendes. Sowol im altsächsischen, als im angelsächsischen und friesischen sind in der conjugation die plurale in den drei personen gleichgemacht, indem das übergewicht der am häufigsten vorkommenden dritten person die beiden andern unterdrückte. Im praesens ind. könnte man sich den vorgang auch so denken, dass, indem in der endung der 3. person *-anth* das *n* lautgesetzlich vor *th* geschwunden war, dieselbe der 2. person auf *-ath* gleich wurde und diese gemeinschaftlich dann die 1. person verdrängten. Dann würde der vorgang in den temporibus mit secundären endungen ein anderer sein, indem die gleichen endungen der 1. und 3. person die der 2. verdrängten. Jedenfalls aber müssen wir diesen vorgang, als den räumlich getrennten Angelsachsen mit dem continent gemeinsam, für ziemlich alt halten. Hieran nun hatte das fränkische keinen anteil. In den niederfränkischen psalmen sind im praesens sogar alle drei personen noch geschieden, indem die 3. person auf *-ant*, *-int*, *-unt* endet. Im darauf folgenden mndl. ist allerdings durch abfall des *t* die 3. person mit der ersten zusammengefallen, aber die 2. person führt bis ins neundl. hinein ihr

selbständiges leben. Genau dasselbe verhältnis findet statt in den zum mndl. gehörigen urkunden von Cleve, Geldern, Mörs, nur kommt in den älteren dorthin gehörigen stücken noch zuweilen die im verschwinden begriffene volle form der 3. p. pl. vor, also z. b. *sient*, *horent* etc. (L. III. 173. 184.) Eine 1. und 3. pers. pl. auf *-et* findet sich aber links des Rheines nicht. *) Wenn nun in dem Werdener psalmencommentar (z. 75. 76) die 3. pers. pl. *hebbed* steht, und wenn der Werdener schreiber des Cottonianus das *-ad* seiner vorlage stehen liess, so verbindet die teilname an dieser alten sächsischen eigentümlichkeit den Werdener dialect viel enger mit Sachsen, als ihn die verhältnissmässig junge spaltung des *ô* in *uo* mit Franken verbindet. — Ebenso beginnt das Essener bruchstück (kl. d. V) mit *wi lesed* und die Essener urkunde L. III. 771 aus dem jahre 1375 mit *wy doyt kundich*. — Elberfelder urkunden bieten ebenfalls diese formen cf. L. III. 669 *wy hebt* und *wy doyt*. — Am weitesten westlich habe ich die form in Duisburg gefunden (Duisb. weistum bei Lacomblet, archiv für d. gesch. des Niederrheins III. p. 260): *se hebt unn gevet*. **)

*) In einer einzigen urkunde, die die namen der grafen von Cleve und Geldern an der spitze trägt, habe ich die form *wy hebt* gefunden (L. III. 229). Mag man nun annehmen, dass diese urkunde, in welcher sich verschiedene gutsbesitzer auf der rechten seite des Rheins in der Lymersch zusicherungen machen lassen, von diesen verfasst und dem grafen zur unterschrift vorgelegt worden sei, oder mag man diese vermuthung ablehnen, jedenfalls wird dieses eine beispiel keine plurale auf *et* für das fränkische beweisen; es könnte ja auch aus dem benachbarten friesischen eine solche form zu erklären sein. — Zur leichteren controlle dessen, was ich hier und im folgenden über die geldern-clevesche sprache bemerke, füge ich ein verzeichniss der ältesten bei Lacomblet befindlichen hierher gehörigen urkunden bei:

Cleve II. 1011. 1049. III. 15. 34. 66. 117. 173. 184. 207. 229. 242. 254. 272. 297. 298. 302. 314. 317. 322—25. 341. 345. 366. 368. 387. 401. 415. 442. 444. 457. 458. 482. 495. 497. 511. 521. 555. 560. 590. 606. 616. 619. 620. 625. 638. 640. (646 ist ein wunderliches weder klevesches noch kölnisches mischproduct) 650. 662. 664. 666. 674. 675 etc.

Geldern III. 217. 223. 229. 232. 250. 256. 257. 270. 271. 338. 346. 434. 477. 512. 520. 531. 541. 543. 544. 552. 604. 635. 655. 658. 665 etc.

Mörs III. 429. 721. 975.

**) Es ist ja bekannt, dass im 14. jahrh. auch die 1. pers. pl. praes. auf *-en* statt *-et* im sächs. vorkommt (cf. Nerger, mekl. gr. § 86, 3), wahrscheinlich

Ferner hat das niederfränkische zur zeit, wo wir es aus reichlichen quellen kennen, im dativ sing. masc. neutr. des starken adjectivs die endung *-en*, nicht *-eme*, wie das mittelfränkische noch im 14. jahrhundert regelmässig bietet. Dass diess nicht bloss im sog. mndl., sondern auch an der ostgrenze des niederfränkischen statt hat, sehen wir aus den urkunden von Cleve, Geldern, Mörs, z. b. Cleve bei L. II. 1011: *sinen witteliken wive* (v. 1298), ein *-eme*, *-em* kennt das niederfränkische zu der zeit nicht. Diese eigenheit wird aber widerum als alt erwiesen durch die psalmen, wo dieser starke dativ auf *-in*, *-on*, endigt, z. b. *skalke thinin* (ps. 18,13), *faruurpanon* 61,4 etc.; — ein dativ *-emo* kommt in diesem sonst die vollen endungen bietenden denkmale nicht vor. Der Werdener psalmencommentar hat aber *thinemo* (z. 63), eine Werdener urkunde von 1320 (Weisth. III. p. 32) zweimal *eynem*, die Essener urkunde L. III. 1058 *unseme*, die oben erwähnte Elberfelder *eyme*, *unsem*, *disem* (vgl. auch die Elberfelder urkunde L. III. 686), wie überhaupt gleich dem mittelfränkischen das sächsische die volle dativendung *-eme* noch lange bewahrt. Doch kommt im sächsischen die form auf *-en* neben der älteren nicht selten vor (cf. Nerger, meklenburg. gramm. § 138). Der Cottonianus allerdings setzt gewöhnlich für die sächsische dativendung *-umu*, *-um* die niederfränkische *-on*.

Eine weitere eigentümlichkeit des niederfränkischen, welche es mit dem mittelfränkischen gemein hat, ist dass in der schwachen adjectivdeclination der genet. u. dat. sing. femin., sowie der genet. plur. aller drei geschlechter ausser gebrauch gekommen ist und dafür stets die starke form gebraucht wird. Grimms paradigma (gr. I, p. 751) des mndl. schwachen adj.

durch eindringen der analogie der secundären formen. Dieses *-en* findet sich in wesfäl. urkunden ebenfalls, z. b. eine märkische urkunde von 1362 (L. III. 631) beginnt: *Wy — maken kundlich allen luden und tuget openbar*. In den an das fränkische stossenden sächsischen districten herrscht das *-en* vor und nur seltner findet sich das *-et*, wozu allerdings fränkischer einfluss mitgewirkt haben mag. Es ist daher nicht zu verwundern, wenn man eine Werdener urkunde ohne *-et* findet, wie auch z. b. die lange Essener urkunde L. III. 1058 neben 14 *-en* nur 2 *-et* hat. Es genügt eben die für die älteste zeit hinlänglich bezeugte endung *-ad*, um den Werdener dialect dem fränkischen abzusprechen.

gibt — was schon von anderer seite bemerkt worden ist — *) für diese casus die schwache form *blinden*, welche aber im mndl. durchaus nicht zu belegen ist. — Dasselbe gilt vom mittelfränkischen. Z. b. eine urkunde von 1267 (L. II. 572) ausgestellt *ze Breitpach bi der Nunwurburch* (unweit Bonn) bietet: *wan derseluer vorgenamder edilre vrouwen* u. ä.; — gen. plur. *aller dieser vurgescrievener dinge* (L. II. 537); die beispiele sind natürlich auf jeder seite mittelfränkischen textes zu finden: *wir* — *der heiliger kirchen zu Colne ertzbusshof* ist der gewöhnliche anfang der kölnener erzbischofsurkunden. Doch ganz unbelegt ist die schwache form im mittelfränkischen nicht, die fälle sind aber äusserst selten. Für den dat. fem. habe ich nur L. III. 576: *mit eyne gantzen ind getruner helpen*, für den gen. plur. L. III. 586: *der gewapenden lude*. — Für Geldern-Cleve gilt, wie man sich leicht aus jeder urkunde überzeugen kann, dasselbe wie für das übrige niederfränkische. Wie alt dieser gebrauch sei, lässt sich nicht sagen, da auf die altniederfränkischen psalmen als interlinearversion hierin kein verlass ist, indem schwache formen des adj. daselbst fast gar nicht vorkommen. — An dieser fränkischen eigentümlichkeit hat nun aber Sachsen keinen teil, wie die westfälischen urkunden zur genüge beweisen, z. b. L. III. 699: *to einer meren bekenntnisse*; L. III. 353: *unser echten vrawen*; L. III. 456: *siner swornen sathlude*. So auch in Essen (L. III. 1058): *mit der edeln unser ghenedigen vrouwen, unser ghemeynen medeburghere, op der groten wagen*. Wenn nun in dieser selben urkunde noch ausserdem 9 im niederfränkischen ungebräuchliche schwache formen vorkommen, so kann der umstand, dass auch zweimal in fränkischer weise die starke form gebraucht ist (*derseluer* und *to der ghemeyner stad*), weiter nichts beweisen, als die nähe des fränkischen sprachgebietes.

So steht denn auch in der erwähnten Werdener urkunde von 1320 (Weisth. III. 32): *up der heligen onschuldigen kynder dach* und am ende nochmals *der hilligen kinder*; was wiederum erheblich für die zugehörigkeit zu Sachsen sprechen dürfte. Die oben angeführte urkunde von Elberfeld (L. III. 669), wel-

*) Verwijs, bloemlezing uit middeln. dichters IV. 206.

ches dem mittelfränkischen gebiete hart angrenzt, behandelt von 5 fällen 4 nach fränkischer regel.

Ich glaube durch diese erörterungen dargelegt zu haben, dass niederfränkisch und sächsisch auf dem rechten Rheinufer an einander stossen, und wenn es gefordert wird, die grenze etwas näher zu bestimmen, so scheint es mir geratener die drei städte Essen, Werden, Elberfeld, welche so ziemlich in einer linie liegen, zum sächsischen zu rechnen, als zum niederfränkischen, an dessen eigentümlichkeiten sie nur in sehr geringem masse teilnehmen. Sonach kann ich auch nicht mit Heyne den Cottonianus für eine „übersetzung“ ins niederfränkische halten, die in Werden vorgenommen sei, um das gedicht auch für die niederfr. umgebung nutzbar zu machen. Das sächsisch des Monacensis wäre in Werden, ja bei den geringen abweichungen wol sogar in Niederfranken, unzweifelhaft ebenso verständlich gewesen, als in Münster.

Doch wir kehren nun zurück zur bestimmung der grenze des mittelfränkischen gegen die rein niederdeutschen dialecte. Hier muss ich zuvor bemerken, dass die sich aus den urkunden ergebende grenze ziemlich stimmt zu der (nach den neueren dialecten gezogenen), welche auf Bernhardis und Kiepert's*) sprachkarten angegeben ist. Ich lasse nun die urkundlichen belege folgen. Der am weitesten östlich nach der sächsischen grenze hin gelegene mittelfränkische ort ist Höhscheid. Die urkunde L. III. 507, einen vertrag zwischen Johann v. Elberfeld und Johann v. Höhscheid enthaltend, kann als durchaus mfr. nicht nach Elberfeld gehören, und muss deshalb in des letzteren dialect geschrieben sein, dessen grenzender lage es entspricht, dass zwei niederd. formen: *heyrschap* und *vursprokinre* darin vorkommen. — Ebenso gehören noch zu Mittelfranken die ortschaften Hilden und Haan, wie aus einer dortigen schöffennurkunde hervorgeht (L. III. 903). Sächsisch ist aber die stadt Lennep, die, wenn sie mittelfränkisch wäre, *Lennef* heissen müste, wie *Honnef* und *Hennef* bei Bonn. Dass

*) Hierunter ist aber bloss die 1. ausgabe von Kiepert's sprachkarte (Weimar, 1848) zu verstehen, denn auf den neuen ausgaben (Berlin, bei Reimer) ist — trotz des älteren richtigeren — die verkehrtheit begangen worden, die niederdeutsche grenze in grade fortlaufender linie oberhalb Bonn zu ziehen, so dass also Köln niederdeutsch wäre!

Elberfeld nicht mehr zu Mittelfranken gehört, haben wir oben schon gesehen. Der nördlichste punkt des mittelfränkischen ist, wie schon erwähnt, Düsseldorf. Von dort habe ich nur zwei wirklich rein locale urkunden gefunden (L. III. 1029 u. 1049). Das characteristicum des Düsseldorfer dialects ist, dass er mittelfränkisch seiner grundlage nach, doch auch oft unverschobene niederfränkische formen einmischt und so seine lage hart an der grenze klar vor augen stellt.

In der ersten dieser urkunden, welche, obwol der herzog von Berg beteiligt ist, doch von einem Düsseldorfer schreiber geschrieben sein wird, findet sich neben *sloss*, *laessen*, *zu* etc. auch *hertougen* und *uytgescheiden*. Die zweite ist ein vertrag zweier Düsseldorfer bürger untereinander und hat zahlreiche unverschobene *t* nämlich: *tem*, *to*, *ter*, *schetende* (2 mal) *strate*, *twyntich*, *betahungen*, *getuich*, aber auch *zo* (4 mal) *Putze*, *zyt*, *scheffen* (2 mal), *sich*, die adjectiva auf *-liche*, ferner die mfr. form *myr* (gegenüber ndfr. *my*). Wir sehen, dass in Düsseldorf ein schwanken zwischen mittelfränkischer und niederfränkischer aussprache der laute bestand, welches gewis auch bei den einzelnen individuen verschieden war. Aehnlich stand es auch in dem etwas südlicher auf der andern seite des Rheines gelegenen Neuss. Von hier haben wir eine authentische locale urkunde (klageschrift der stadt Neuss L. III. 738), in welcher *uytgericht* und *moeten* für *moessen* sich findet. Ausserdem haben wir für Neuss noch eine sichere quelle, nämlich die chronik des dortigen stadtschreibers Wierstraat (ed. Groote 1855), welche sprachlich höchst interessant, aber bis jetzt viel zu wenig beachtet ist. Die durchgehend weit überwiegende regel ist hier die mittelfränkische lautbezeichnung, doch kann man wol auf jeder seite eine oder mehrere abweichungen davon notieren, z. b. p. 39 *vertellen*, *vlijt*, *t'allre*. Es könnte nun jemand vermuten, dass ursprünglich das gedicht ganz in niederdeutscher lautbezeichnung niedergeschrieben und nur durch den Kölner drucker von 1497 in kölnischen lautstand umgesetzt sei, wobei dann diese formen zurückgeblieben seien. Das wird aber anzunehmen verboten durch den reim, in welchem genau dasselbe schwanken statt hat. Es reimt z. b. auf *bussen* (büchsen) sehr oft *schussen* (= ndfr. *schuten*) z. b. 491, 1097, 1543 etc., aber auch *schoit*: *noit* 475 — *ûs*: *laudamus* 2835 und

at: hât 1027 — *vîs: wîs* (sapiens) 516 und *vît: zît* 2997 —
octavas: bas 2829, *was: gehas* 1401 und *stat: hat* (hass): *dat* 754.
 Ja noch ein anderer höchst merkwürdiger umstand spricht
 deutlich sowol für die identität der sprache des gedichts mit
 der gesprochenen Neusser sprache, als auch für die sorgfalt
 des druckers und endlich nicht zum wenigsten für die bildung
 und objectivität Wierstraats selbst. Es kommen nämlich in
 dem gedichte zwei stellen vor, wo einer aus dem burgundischen
 belagerungsheere in die stadt hinein ruft und von dort aus
 antwort erhält. Der belagerer spricht niederfränkisch, die
 Neusser antworten in ihrem Neussischen mittelfränkisch. Ich
 lasse diese interessanten stellen, mit unterscheidung des nieder-
 fränkischen durch cursivschrift, hier folgen:

v. 379 Entlich sy dayr begrouen

eyn vaste wagenborch
 ind wes sy soulden hoeuen
 verfueghden sy, dat dorch
 dye groyse swaere schiffen
 bracht wart seer zytelich,

385 sy sprongen ind sy pyffen
 ind ryeffen spytelich:

„Syet naber ghy moyt blyuen
 nu moeghdy nyrgent vyt!
 wy nyllen naerre drijuen

390 ind cloppen v dye huyt!
 naber, gy moyt oick hangen
 v wijsff behalden wy
 gheen nemen wy gefangen
 ghy syt eyn vuyll parthij!

395 In dye steed nyllen wy wesen,
 dat moeghdij keren nyet,
 up den dyrden dach van desen
 sydy int groyt verdryet!
 wyldy dye steed nyet gheuen

400 segt naber, vuyll katijff
 kosten salt v dat leuen
 v guedt ind oick v lijff!“
 „Myt dreuwen ind worden
 onwynstu vnser niet!

- 405 wyr willen dich begorden
 as man die vyand plyet!“
 sus rieffen vyssz die Nuysser,
 „wyr syn noch vnerveert!
 nu syet doch her yr tuysscher
 410 wie noch dyessz goit stat bert.“

Man beachte das niederfr. *wy, gy*, incliniert *-y*, während die Neusser als Mittelfranken *wyr, yr* (v. 409) brauchen, ferner *segt* (400), während der Neusser *sagen* setzt (z. b. v. 636, cf. zeitschr. f. d. philol. IV. p. 260 ff.). — Die zweite stelle v. 1615 ff:

- 1615 Ast zom auent ther seluer stunt
 sich aldoo zo neecken begunt
 gynck eyn yeder nae gesetze
 zor hueden ind vp syn lettze.
 Do rieff dair eyn gudt engelsch man:
 1620 „*Watoun segt naber! hoyrt my an,*
ick byd nyll my doch bedyeden
dat gerucht vnder v lyeden.
Vns heefft all, got weet, besonder
van dem gerucht seer groyt wonder!“
 1625 Tzor stunt wart yem dair vyssz der stat
 gudertijrlich geantwordt dat:
 „Die jonckheren van her bynnen
 hant gestechen vmb zo wynnen
 loff ind prijssz vur unsem heren.
 1630 den burgeren ind zeuldeneren.
 Sy moyssen sich wat ergetzen
 des arbeyts swayr vp den lettzen
 ind machen dem furst freuwden schyn,
 man mach alltziit niet droeulich syn!“
 1635 „*I naber wat ick heb gehoirt“*
sprach aldoo der engelsch man vort,
„hebby dayr noch lust zo steicken,
mach v dit beleggh niet breicken
steckspoell ind freunde to maycken,
 1640 *seker dat synt frembde saycken!*
Entsyedy naber oick niet meer
van Burgonyen den groeten heer,

- benedijst wat sall ick seggen,
gady dair noch steckspoell leggen!“*
- 1645 Mit hoeffsheit wart geantwort dar
vys der stat in dat offenbair:
„Naeber, oft noch zwey jair suld duren,
nochtant moyst men sorgh ind truren
dair mit freuwden vnderstechen
- 1650 ind also den sweermoyt brechen!
Mit truren ind ouch myt sorgen
enthielten wyr niet bys morgen
dyessz gude stat ind schonen playn
dat eyn moys by dem andren stayn!“
„*Addeuw naeber, ghy duet yem recht*“
sprach der getruwer engelsch knecht,
dair mit was dair die spraech gelacht.

V. 1620 der acc. *my*, mittelfränkisch *mich*, *dich* (oben v. 405). Die Neusser sagen *stechen*, *machen*, der belagerer *steicken*, *maycken*, *ick* etc. Ich finde überhaupt in Wierstraats niederfränkisch nur eine uncorreetheit, nämlich v. 1624, wo er für das ndfr. *den* sein mfr. *dem* gesetzt hat. *)

Ueber die sprache von Neuss kann sonach kein zweifel mehr sein. — Westlich von da liegt der ort Büttgen, von welchem wir eine interessante schöffenkunde haben (L. III, 687). Auch diese gehört zu der übergangsmundart, welche immer am genauesten die grenze bezeichnet. Es herrscht daselbst *t* vor, dagegen sind *p* und *k* gegenüber dem mittelfränkischen *f* und *ch* in der minderheit z. b. *unlepe*, *roypen*, in *ustorupen* ist ein cons. auf mittelfr., zwei auf niederfr. stande. Meist heisst es *twa*, *twene*, aber *zwelff*. Mittelfr. ist ferner noch *wir sain* statt niederfr. *wy seggen*. Schon ziemlich rein ndfr. dem consonantenstande nach ist eine schöffenkunde aus dem etwas nördlicher gelegenen Willich (L. III. 991). Hier steht stets *t*, mit einer ausnahme (*gebessert*), *wy* und *wir* kommt nebeneinander vor, auch gilt hier schon das ndfr. *seggen*. Eine

*) Ausser dem dat. des pron. der 3. p. *heme*, *hem*, *oem* gibt es im niederfränkischen keine pronominale dativendung auf *m* mehr. Nur in den ostniederfränkischen gegenden findet sich in den älteren urkunden (Kleve-Geldern) ausser jenem *heme*, *oeme* auch noch vereinzelt *deme*, *dem* neben *den*. Doch verschwindet es auch hier bald gänzlich.

ältere lateinische urkunde aus *Wilike* (L. II. 631.) zeigt die worte *Lutelbule*, aber *ce dinge in ce ringe* (vgl. das spätere *weistum* aus *Wilich* *Weisth.* II. 761). — Ein *weistum* aus *Geyseren* bei *Kempen* (*Weisth.* II. 764) hat ganz unverschobenen consonantenstand, mit ausnahme einiger *ch*: *kirchen, wellich* neben *gelyck*. Fälle des *ch* kommen sogar noch in *Mörser* urkunden vor, besonders im auslaut, z. b. ganz gewöhnlich *ich* und adject. auf *-lich*. (L. III. 721.)

Bei *Gladbach* liegt der ort *Holt*, bei *Erkelenz* *Holtum* (d. i. *Holzheim*), auf mittelfränkischer seite liegt aber *Holzweiler*, welches schon L. II. 806 in einer lateinischen urkunde des grafen von *Kessel a. Maas* *Holzwilre* heisst. Niederfränkisch, oder wahrscheinlicher der übergangsmundart angehörig ist die herrschaft *Heinsberg*. Hierfür habe ich nur aus lateinischen urkunden L. II. 90. *Schaphusen* und *Holtheym* (das eben erwähnte *Holtum*); II. 110 *ligna que dicuntur doufholt — kukenbusch* II. 694. 887. 984. — Auch *Randenrath* (L. III. 603.) gehört zum übergange. Der lautstand ist niederfränkisch, doch heisst es *nir*, *kirgen* und zweimal *z* (*uszgescheyden* u. *seislich*). Ungefähr derselben gegend wird L. III. 190. angehören (*darzu*, *grosin* neben sonstigem *i*). Noch reiner niederfränkisch ist eine urkunde von *Valkenburg* (L. III. 440.)

Ganz mittelfränkisch ist *Aachen*, allerdings sehr nahe an der grenze gelegen, weshalb hier und da schon niederfränkische formen sich einmischen. So L. III. 690 *uitgenommen*, III. 858 *uytgeset*, *wrake*. Alles was östlich von *Aachen* liegt, ist natürlich rein mittelfränkisch z. b. *Cornelimünster* (*Weisth.* II. 781—89), *Düren* (*Weisth.* II. 791). Aber gleich wenig westlich von *Aachen* beginnt das niederfränkische. Wir haben ein *weistum* von *Einrode* (*Weisth.* IV. 804 ff.), welches eine schon ziemlich niederfränkische übergangsmundart repräsentiert. Ganz niederfränkisch ist *Limburg* (L. III. 284), doch findet sich daselbst auch noch das bei *Veldeke* (cf. *zeitschrift f. d. philol.* IV. 282) ebenfalls gebräuchliche als *ch* auslautende *k* (*Buedkenbach*, doch auch *ghelyc*). Noch genauer ist diese regel befolgt in einer sonst ebenfalls rein niederfränkischen urkunde von *Sittart* (cod. dipl. neerlandicus II, 3, 1. p. 294), wo stets *ich*, *oich*, *-lich* steht, aber inlautend *-liken* etc. — Bei *Eupen* stösst dann das

mittelfränkische auf französisches sprachgebiet, das von da ab seine westgrenze bildet.

Innerhalb dieser nun gezogenen grenze haben wir also eine, unbeschadet weiterer dialectischer unterabteilungen, doch einheitliche mundart, welche eben dadurch zusammengehalten wird, dass sie bei sonstiger hochdeutscher verschiebung der *tenuis* das neutrale *t* unberührt bestehen lässt. Indem man gewöhnlich diess bisher verkannte und besonders unter nichtbeachtung der deutlichen sprachgrenze, durch welche die preussische Rheinprovinz geschieden wird, die mundarten dieser provinz unter dem namen „niederrheinisch“ zusammenfasste, sind oft die grössten misverständnisse entstanden. Ich will hier nur ein beispiel aus der neuesten zeit anführen. In der Germania XVII. p. 77 theilt Birlinger aus einem kölnischen druck einige stellen mit. Er bemerkt, dass Kaufmann Germ XI. 411 mittheilungen aus einer *hs.* derselben erzählung gemacht habe und äussert sich dann über die sprache seinesdruckes folgendermassen: „Die sprache ist mundartlich niederrheinisch, doch bei weitem nicht so mundartlich gefärbt als Kaufmanns *hs.*“ Das heisst also: beide recensionen können demselben orte angehören, nur hat der verfasser der Birlingerschen recension besser hochdeutsch verstanden und ist daher nicht so sehr in den groben dialect verfallen als der schreiber der *hs.* Ganz frei von den einwirkungen der volksmundart war aber auch er nicht, darum ist seine sprache immer noch mundartlich gefärbt. Sieht man aber näher zu, so ergibt sich ohne weiteres, dass Kaufmanns *hs.* jenseits der sprachgrenze entstanden ist (der darin beschriebene vorfall spielt auch im Kleveschen), und reines niederfränkisch bietet, während natürlich die kölnerecension Birlingers mittelfränkisch ist. Es dürfte also nicht ferner rätlich sein, zwei verschiedene mundarten durch denselben namen zu vermengen.

Wir wollen nun noch die übrigen consonantischen eigenthümlichkeiten des mittelfränkischen dialects kurz besprechen. Wir hatten gesehen, dass schon in dem einen theile des oberfränkischen, der von uns südfränkisch genannt worden war, die alte media *d* unverschoben vorlag, wenn auch öfter durch die *tenuis* verdrängt. Im ganzen gebiete des mittelfränkischen ist sie durchaus unverschoben.

Betreffs der labialtenuis hatten wir gefunden, dass im südfränkischen dieselbe im anlaut, so wie bei verschärfungen im inlaut unverschoben war (inlautend nach *m* z. b. *gelimpen* kann ich augenblicklich nicht belegen, doch darf man dieses den neuern mundarten entsprechend ohne weiteres hinzufügen). Alles dieses hat natürlich im mittelfränkischen auch statt, nur kommt noch hinzu, dass *p* auch nach *l* und *r* unverschoben verhärtet, also *helpen*, *dorp*, *werpen*. Einige belege aus kölnischen urkunden: *pendin* L. II. 530, *ploege* L. III. 378, *paffin* L. II. 572, *uzwerpin* L. II. 376, *helpen* L. II. 434, *kampe* L. III. 348, *bestuppen* L. III. 422. etc. Hierzu kommt noch das wort *wapen* z. b. L. II. 532 und *up*, *op* z. b. L. II. 434, auch in älteren urkunden noch *uppe* L. II. 376. 537. — Doch erstrecken sich die speciell mittelfränkischen fälle des *p* (nach *l*, *r* und *up*) nicht über das ganze gebiet dieses dialects, sondern nur über die grössere nördliche hälfte, der schmalere südlichere strich hat *helfen*, *dorf*, *uf* und stimmt also hierin zum südfränkischen. So heisst es in Trier *gelimplich* (G. III. 365), ferner H. p. 3 *palzgrevo*, *pleier*, aber *helfer*, H. p. 168 *punt*, *penning*, *behelfen*, *uf*; Münstermayfeld H. p. 187 *dorf*, *dorfrecht*, ebenso Trys, Coblenz, Andernach. — Das mittelfränkische *p* ist aber vorhanden in Linz, Bonn, Mayen, Prüm etc. und ist in Köln durchaus das herrschende. Ausnahmsweise findet sich aber auch da, und zwar schon in urkunden des 12. jahrhunderts der ansatz zu einer verschiebung. Neben dem ganz gewöhnlichen *-dorp*, *-torp* treffen wir nämlich zuweilen die schreibung *-dorph*, *-torph* L. I. 281. 314. 381. Und auch in spätern deutschen urkunden tritt dieser fall ein. z. b. L. II. 744 steht *dorp* und *dorph*, ebenso in der Breitpacher urkunde L. II. 572 *helphen* neben *helpen*, ja in der kölnener urkunde L. III. 187 neben *helpen* auch einmal *helfen*, doch sind, wie gesagt, in den urkunden des 13. und 14. jahrhunderts in Köln die fälle selten. Im ganzen kann man beobachten, was weiter zu verfolgen der grammatik überlassen bleiben muss, dass die verschobenen formen von süden nach norden vordringen, bis sie endlich in der 2. hälfte des 15. jahrhunderts in Köln die herrschenden sind. Und dass diess nicht bloss einwirkungen der damals schon existierenden, auch im kölnener schriftdeutsch jener zeit schon spurenweise auftretenden hochdeutschen kanzleisprache sind, wird dadurch bewiesen, dass

der heutige kölnere volksdialect ebenfalls *helfen* und *dorf* sagt, während in Jülich und Aachen noch heute *helfen* gebräuchlich ist (cf. Firmenich). Dieses fortschreiten der lautverschiebung (denn so ist der vorgang ohne zweifel aufzufassen) findet aber nur bei *p* nach *l* und *r* statt, nicht z. b. bei inlautender verschärfung. Die praeposition *up* wird auch in den kölnere urkunden vom ausgang des 15. jahrhunderts gemeiniglich *uff* geschrieben, aber die kölnische volkssprache bewahrt noch heutzutage ihr *op*, zu dem auch im mittelalter die nebenform *uph* in Köln mir wenigstens nicht vorgekommen ist.

In den übrigen fällen hat bekanntlich das mittelfränkische die verschiebung des *p* zu *f* durchgeführt und abweichungen von dieser regel sind selten. Aus Köln führe ich an *vruntschap* H. p. 271. *graschap* (zweimal) L. III. 450.

In der behandlung der german. gutturaltenuis stimmt das mittelfränkische durchaus mit dem oberfränkischen, also *machen*, *kirche* etc. — Beispiele von im inlaut nach vocalen unverschobenem *k* sind selten, nur in einigen worten tritt *k* häufiger auf: *suken*, *soeken* (suchen) L. II. 537. III. p. 392, 400, 420, 524, 650. H. p. 203. Karlm. 114,14. 121,30. 140,22. 148,49 etc., doch auch oft *suchen* z. b. L. II, 434, III, 754, Karlm. 60,40; *roeken* Karlm. 159,51. 188,2. 219,55; *reiken* L. III, 459, 548, 608, p. 306, p. 327. etc., *reichen* L. III, p. 327, 544. — Dagegen finden sich vereinzelt im mittel- und südfränkischen auch schreibungen mit *ch*, wo gemeinhochdeutsch *k* steht, z. b. Mainz L. III. 343 *chost*, *chuchenspise*, Jülich L. III. 220 *chunnen* (daneben *kunt*) und so öfters, ohne dass man diess auf hochdeutschen einfluss zurtückführen darf. Ja in einigen worten scheint wirklich etwas mehr als blosser schreibung vorzuliegen, wenn z. b. in den in jeder hinsicht rein mittelfränkischen Marienliedern (Haupt X) immer *nachet* (nudus) geschrieben wird und reimt auf *machet* (22,21. 23,25), *wachet* (22,31).*)

Geben alle diese an den tenues vollzogenen verschiebungsprocesse dem mittelfränkischen ein hochdeutsches gepräge, so wird es dem niederdeutschen wider näher gerückt — einesteils

*) Wenn Rückert, Rother p. LXXVII. aus einzelnen schreibungen im Rother: *echone*, *nachit*, *blüche*, *roch* u. a. beweisen will, dass der Rother einmal durch die hand eines bairischen schreibers gegangen sein müsse, so steht dieser beweis sonach auf sehr schwachen füßen.

durch den nicht vollständigen vollzug dieser verschiebung, andererseits aber hauptsächlich dadurch, dass in niederdeutscher weise in- und auslautendes *v*, *f* einem hochdeutschen *b* entspricht. Dieses *v* erstreckt sich bis zur südgrenze des mittelfränkischen, wo dann mit dem südfränkischen das *b* beginnt. Doch wechselt oft in urkunden desselben ortes an der südgrenze das *v* mit dem *b*. So steht z. b. in der Saynschen urkunde L. III 308 *geben* etc. neben *dat* und auch noch weiter nördlich findet sich zuweilen *b* geschrieben. Das erklärt sich ganz einfach dadurch, dass *b* im südfränkischen nicht den explosivlaut, sondern die labiale (labio-labiale) spirans *w* bezeichnet und also dem mittelfränkischen und niederdeutschen *v*, welches labiodentale spirans ist, sehr nahe kommt. Wir Mitteldeutsche sprechen noch jetzt *ich gewe*, *schreibe*, also die rein labiale spirans, und diese aussprache zieht sich über den ganzen mitteldeutschen gürtel hin und bildet eine naturgemässe zwischensstufe zwischen dem niederdeutschen labio-dental *v*, der im auslaut in das tonlose labiodentale *f* übergeht, und dem strenghochdeutschen explosivlaut. So ist es ohne zweifel auch schon im mittelalter gewesen. In der südfränkischen schreibung *geben* ist nichts anderes als *gewen* zu erblicken, was auch durch die sowol in Südfranken als in allen mitteldeutschen denkmälern häufigen schreibungen *grebe*, *nebe*, *briebe*, *hobe* = *grave*, *neve*, *brieve*, *hove* bestätigt wird. In diesen mundarten ist also nicht bloss der niederdeutsche, sondern auch der hochdeutsche labiodental in *w* übergegangen. Auslautend wird das mitteldeutsche *w* seinem rein labialen character gemäss zu *p*, wir sagen also *gap*, *schreip*, wie sich ähnliches auch schon früher nachweisen lässt z. b. *hop* (= *hof* Nassau. urkunde H. p. 82) *brip* (H. p. 68) u. a. — Auf die frage, weshalb man im älteren mitteldeutsch die spirans *w* in diesen fällen durch *b* und nicht durch *w* bezeichnet habe, ist die antwort die, dass, wie ja wol von allen anerkannt wird, der durch *w* bezeichnete laut zur mittelhochdeutschen zeit dem *u* noch viel näher, ähnlich dem heutigen englischen *w*, gesprochen worden ist.

Um zu erfahren, wie die aus den urkunden gewonnenen ergebnisse über ausdehnung und character des mittelfränkischen sich zu den neueren mundarten verhalten, habe ich die reichhaltigen sammlungen von dialectproben dieser gegenden, welche

bei Firmenich, vorzüglich bd. I., stehen, verglichen. Wenn auch das werk von Firmenich wegen seiner dilettantischen art der aufzeichnung den anforderungen der phonetik nicht entspricht und für feinere detailarbeiten daher nur ungenügende grundlagen liefert, so reicht es doch vollständig aus, um sich im allgemeinen über die physiognomie eines dialects zu orientieren. Daraus ersieht man denn, dass der lautstand des mittelfränkischen von neueren besonderen veränderungen abgesehen noch genau auf der grundlage des älteren standes ruht. Kein einziger von den orten, wo wir das kriterium des mittelfränkischen, neutrales *t* neben sonst verschobenem, fanden, hat diese eigentümlichkeit aufgegeben, insonderheit stimmt die nordgrenze noch genau zu der älteren, so dass das niederdeutsche seitdem daselbst weder boden gewonnen, noch verloren hat. Fassen wir zunächst das verhältnis der neueren kölnner mundart (Firm. I. 448--77, III 196--210. 518) zur ältern betreffs der von uns besprochenen punkte ins auge. Wir finden, dass ausser *dat et wat* alles in der alten weise verschoben ist. Allerdings gibt es einige ausnahmen. Das perf. von *mohsz* (mhd *muoz*) scheint jetzt durchweg *moot*, conj. *mööt* zu sein, während altköln. diese form gewöhnlich *moste* hiess, doch führten wir auch schon oben die alten nebenformen *moythe* u. a. an. Die erklärung dieser form ist schwierig, da ihr ja auch im mittel- und neuniederländ *moeste*, *moest* entspricht. Wenn das praesens nicht *mohsz* sondern *mot* hiesse, so könnte man es aus der analogie des praesens erklären, so aber möchte man fast diess *t* für dem stamme nicht angehörig halten, sondern für das *t* der schwachen flexion, vor dem das *s*, nach art vieler consonanten vor *t* im neukölnischen, ausgefallen wäre. Eine andere form, welche schwierigkeiten macht, ist vom praesens *lösze* (*lâzen*) das pf. *leet*, welches durchaus regel zu sein scheint. Im altkölnischen hiess es *liez*, *leys*. Auch in Düsseldorf heisst es *lees* (Firm I. 436). — Im allgemeinen steht aber alles auf altem stande, also z. b. *zand* (dens), *essen*, *droppe* (gutta), *lehf* (niederfränkisch *liep* cucurrit), *pinksfuss* (pfingstfuchs), *maache* (niederfränkisch *mâken*) etc., jedoch *helfe werfe* gegen älteres *helfen*, *werpen*, aber doch daneben *dörp* (F. III. 200) = älterem *dorp*; *töschen*, *tägen* = altem *tuschen*, *tgegen*. Regel ist jetzt aber *kooz* gegenüber altem *kurt*, neben dem *kurz* nur seltener auftritt. Die pforte heisst noch jetzt *de pooz* (F.

III. 197) entsprechend dem alten ausnahmslos gebrauchten *porze* (schon 1224 für Köln belegbar: *Marporzen* L. II. 121. — *Graven porzen* 1238. L. II. 229, *porzenere* H. p. 13. etc.)

Haben wir also gesehen, dass in Köln der alte lautstand bewahrt ist, so werden wir nun dasselbe auch an der nordgrenze des mittelfränkischen, in Düsseldorf, finden. Düsseldorf-Neuss war wie wir gesehen haben mittelfränkisch, doch fanden sich daselbst auch unverschobene niederfränkische formen. Ebenso heute (Firm. I. 431 — 38). Daselbst treffen wir formen wie *Leckertüch* (leckerzeug) 432, *stätē* 432 (plur. von hochdeutsch *sterz*) daneben aber auch (438) der sing. *stätš*, *hop* (haufe) *depe* (tiefe). Dem kölnischen *lösze* entspricht hier *lôte* (perf. *lees*), stets *grot* (kölnisch *gros*); fast immer *maake* (kölnisch *maache*) z. b. *on makte grote sache* (433). Sonst aber ist der lautstand des mittelfränkischen durchaus herrschend, auch ist *helpe* hier nicht wie in Köln in *helfe* übergegangen. Wenn nun auch hier das alte verhältnis in dem masse geblieben ist, dass niederdeutsche formen noch jetzt in das Düsseldorfer mittelfränkisch hineinspielen, so werden wir wol im allgemeinen auf den conservatismus der mundart vertrauen dürfen und annehmen, dass eine grenzbestimmung, wie wir sie aus den heutigen mundarten finden, im grossen und ganzen auch auf das mittelalter angewandt werden könne. Ich will also jetzt nach dem material Firmenichs die grenze ziehen, innerhalb welcher das heutige mittelfränkisch, d. h. eine mundart mit *dat*, *wat*, *it* bei sonst verschobenem *t*, lebt. Wir beginnen mit Düsseldorf. Dass dieses wirklich die nordgrenze bildet, sehen wir an der mundart des wenig nördlich gelegenen Ratingen (F. I. 431), welche niederdeutschen lautstand hat. — Niederdeutsch ist auch Homberg bei Ratingen (I. 415), Wülfrath (I. 423), Elberfeld (I. 424—30), Schöller westlich von Elberfeld (I. 438), Lüttringhausen (III. 194), Remscheid (I. 442), Solingen (I. 439 III. 195), Attendorn (I. 354), Olpe (I. 357). Mittelfränkisch ist Opladen-Neukirchen (I. 443), Burscheid (I. 443), Odenthal südlich von Burscheid (I. 444), Marienberghausen (I. 518), Nümbrecht (I. 517), Waldbroel (I. 517), Freusburg (III. 521), Siegen (I. 518—20). Man wird also die niederdeutsche grenze von Düsseldorf aus zwischen diesen orten ziehen, im ganzen so wie Kiepert auf seiner Weimarer sprachkarte, nur

hat er Burscheid fälschlich schon zum niederdeutschen geschlagen. Bei Bernhardi geht die grenze zu hart am Rheine entlang, aber auch von Kiepert's grenze müste, wie Marienberghausen erfordert, die südwestecke abgeschnitten werden. Das Siegener land bezeichnet zugleich die östlichste ausdehnung des mittelfränkischen, südöstlich davon in Dillenburg und Herborn (II. 89—93) überwiegt schon das neutrale *s*, daneben jedoch auch *t*, südlich von da in Biskirchen (II. 93) und Weilburg (II. 82) ist *das* allein herrschend. Man würde nun die ostgrenze von Herborn geradlinig nach Limburg a/L. zu ziehen haben, woselbst (II. 84) auch beide formen gemischt sind; Hadamar (II. 86) hat noch überwiegend *t*. Von Limburg an wird man die grenze wol die Lahn entlang nach dem Rheine ziehen müssen, genauere belege für diese gegend fehlen bei Firmenich. Am Rheine zeigt Oberwesel (III. 550—52), wo wir früher *daz* und *dat* schwanken sahen, jetzt nur *das*, für Boppard und St. Goar fehlen belege. Solche sind für das Rheinufer nur da aus Vallendar (III. 524) und Coblenz (I. 523), die natürlich mittelfränkisch sind. — Die übrigen belege für das mittelfränkische des rechten Rheinufers sind: Neuwied und Melsbach (I. 522), Dierdorf (I. 520) Hachenburg (II. 87), Buchholz (I. 516), Geistingen bei Siegburg (I. 515).

Wir gehen nun auf das linke Rheinufer zur Moselgrenze über. Hier werden wir die linie ziehen (vielleicht von Boppard aus) über Simmern (I. 528. III. 527), Kirchberg (I. 533) Birkenfeld (III. 548—50), St. Wendel (I. 543) — Cusel wenig östlich davon (III. 244) hat *das* — Ottweiler (I. 544) nach Saarlouis (II. 555). Blieskastel (II. 23) und Saarbrücken (II. 557) gehören nicht mehr hierher. Von Saarlouis ziehen wir die grenze westwärts bis zum französischen sprachgebiete, ob nördlich oder südlich von Dietenhofen, weiss ich nicht, jedesfalls aber so, dass Grevenmachern (I. 536) und Luxemburg (I. 537—43) noch zum mittelfränkischen kommen. Die westgrenze bildet dann bis gegen Montjoie das französische sprachgebiet, von wo an das niederfränkische zu grenzen beginnt. — Zuvor mögen hier noch die übrigen mittelfränkischen orte verzeichnet werden, aus denen Firmenich dialectproben gibt: Trier (I. 534—36, III. 528—48), Bernkastel (I. 583) Bonn (I. 509—11), Euskirchen (I. 508), Eifelgegend (I.

500—8 III. 239—44), Aachen (I. 487—95, III. 219—34), Jülich (I. 484—85), Düren (I. 478—84, III. 517).

Die grenze gegen das niederfränkische konnten wir schon oben nach den urkunden ziemlich genau ziehen, dieselbe wird durch die neueren mundarten durchaus bestätigt. Eupen (I. 495—600, III. 235—39) ist schon niederfränkisch, die grenze geht dann westlich um Aachen und in der oben angegebenen weise nach Düsseldorf. Dass Heinsberg und umgegend im ganzen schon niederfränkisch sind, ergibt sich auch hier (I. 487), desgl. Wanlo (I. 486). Ebenso ist Gladbach nicht mehr mittelfränkisch (III. 510—17). Niederfränkisch ist dann natürlich Kempen (I. 408), Krefeld (I. 408), Mörs (I. 394). — Die grenze der sprachkarten bedarf hier also insofern der berichtigung, als sie Eupen, Heinsberg, Gladbach noch zum mittelfränkischen schlagen.

Durch die vergleichung der neueren mundarten ergibt sich, dass auf dem rechten Moselufer noch ein ziemlich breiter streifen dem mittelfränkischen angehört und wir haben gar keinen grund anzunehmen, dass diess früher anders gewesen sei, wenngleich wir nur aus orten dicht am rechten Moselufer gelegen *dat*-urkunden nachweisen konnten. Nachholen will ich zuerst zwei oben übergangene urkunden mit *dat* aus Schmidburg bei Kirchberg (H. p. 110 u. 111), welche also zur neuern mundart stimmen. Dann aber haben wir noch einige alte urkunden des grafen von Veldenz, nahe der Mosel (H. p. 38. 39. 109. 114), welche von anfang an *daz* aufweisen und also südfränkisch sind.

Wenn auch die eine dieser urkunden (p. 109) wahrscheinlich in Speier verfasst ist, so gilt diess doch nicht auch von den drei andern und wir haben hier in der tat ein abweichen der schrift von der gesprochenen sprache vor uns. Vielleicht wird man ein einwirken des Mainzer canzleischreibgebrauchs annehmen können, doch entscheiden wird sich diess schwer lassen. Greifbarer tritt dasselbe verhältnis in Trier ein. Wenn man die oben aufgeführten Trierer urkunden mit *dat* ansieht, so wird man finden, dass diese sämtlich vor das jahr 1320 fallen. Von da ab tritt in allen aus der Trierer canzlei hervorgegangenen schriftstücken *daz* ein, so dass die urkunden nun ganz ein südfränkisches gepräge erhalten. Eine ähnliche

wandlung in der sprache ist nicht eingetreten, wie uns noch der heutige dialect belehrt, es ist also nur ein canzleischreibgebrauch. Und hier können wir auch den anlass dieser wandlung mit wahrscheinlichkeit vermuten: von 1329—1335 war der erzbischof Balduin v. Trier zugleich verwalter („beschirmere“ H. p. 223, „erzbischof“ G. III. 162, „ein Pleger und ein Beschirmer“ G. III. 177, „provisor“ G. III. 206) des erzbistums von Mainz. Fortan schreibt seine canzlei *daz*. Man kann den wechsel deutlich erkennen, wenn man die beiden urkunden G. III. 156 u. 160 vergleicht. In der ersteren, einem vertrage mit der gräfin von Sponheim aus d. j. 1328, steht noch *dat*, in der letzteren von 1329, wo Balduin zum ersten male den titel beschirmer des stiftes zu Mainz trägt, tritt *daz* ein, wenn auch sonst die sprache von dem, was wir als Trierisch annehmen müssen, nicht gerade abweicht. Es ging also wol aus der Mainzer canzlei der gebrauch *daz* zu schreiben in die nun mit ihr vereinigte Trierer über. Dass wirklich nun die umgebung des erzbischofs in Trier auch *daz* gesprochen habe, ist nicht ohne weiteres anzunehmen, da sich gemeinsamkeiten viel eher in der schrift festsetzen, als in der sprache. Ein beweis dafür ist der umstand, dass in späteren Trierer urkunden, welche also ausnahmslos *daz*, *das* etc. haben, sich dennoch hin und wider ein vereinzelt *dat*, *it* findet (z. b. G. III. 289. 345. 428. 464. 465. 466. 545, IV. 273), woraus hervorgeht, dass der schreiber *dat* sprach, welches ihm denn auch, der orthographischen regel zuwider, einmal in der schrift entschlüpfte. — Diese Trierer canzleisprache ist nun immer im auge zu behalten, wo es sich um urkunden handelt, welche von nördlicher in Mittelfranken wohnenden personen ausgestellt werden. Z. b. der graf von Virnenburg stellt eine auf seine herrschaft bezügliche urkunde in seinem mittelfränkisch aus (G. IV. 249 v. j. 1454), während er bald darauf (G. IV. 251 v. j. 1455) einen revers über seine trierischen lehen in der Trierer canzleisprache ausstellt. Aehnliche fälle sind natürlich so häufig, dass es kaum nötig wäre, weitere beispiele anzuführen. Doch vgl. die urkunde des Herren von Elz v. 1337 mit *das* (G. III. 227) und den burgfrieden von Elz v. 1430 mit *dat* (G. IV. 143), desgl. die urkunden der herren von Isenburg G. III. 369. 373. 468. 571. 587.

Es konnte aber auch nicht ausbleiben, dass die canzleisprache von Trier nicht auch noch weiter im gebiete des erzbistums um sich gegriffen hätte. So haben wir schon aus dem jahre 1353 in derselben verfasst eine städtische urkunde von Coblenz (G. III. 409), und ebenso in späteren daher rührenden documenten (cf. G. IV. 207. 280). Dass aber auch daselbst nie *daz* gesprochen wurde, ersehen wir — ausser aus dem heutigen dialecte — aus urkunden, wie die G. III. 501 vom jahre 1365, in welcher *daz* und *dat* bunt wechselt. Aehnliche verhältnisse begegnen uns in vielen zur Trierer diöcese gehörigen orten.

Ferner ist aber in erwägung zu ziehen, dass schon von der zweiten hälfte des 14. jahrhunderts an die ansätze der entwicklung einer allgemein hochdeutschen canzlei-schriftsprache zu beobachten sind, was ja auch nicht ausbleiben konnte, nachdem die kaiserlichen canzleien ihre documente deutsch ausfertigten. Und diese beginnt sich allmählich auch bis gegen Trier hin auszudehnen, nicht zwar so, dass daselbst wirklich oberdeutsche urkunden geschrieben würden, sondern indem einzelne specifisch oberdeutsche eigentümlichkeiten dahin zu dringen beginnen, so besonders die schreibung *pf* im anlaut statt *p*. Der pfalzgraf z. b. schrieb sich noch 1362 (G. III. 482) seiner heimischen mundart angemessen *Pallentzgreff*, aber schon 1367 (G. III. 512) und von da an wol ohne ausnahme *Pfaltzgrau*e. In Trier wird diess natürlich noch später herrschend, noch im 15. jahrhundert ist daselbst der anlaut *p* bei weitem das überwiegende; ja es steht selbst in einer urkunde des Trierers von 1492 (G. IV. 387) neben dreimal *Parkirchen* nur ein *Pfarkirchen*. Schon bedeutend eher aber ist statt des früheren unverschobenen *d* das hochdeutsche *t* überwiegend in die schrift eingedrungen. — Es ist hier nicht meine absicht, die entwicklung der hochdeutschen canzleisprache zu verfolgen, da es mir hauptsächlich auf die wirklich gesprochene sprache dieser gegenden ankommt. Nur das will ich noch hinzufügen, dass auf das nördlichere, kölnische mittelfränkisch die einwirkung solcher einflüsse nicht vor der zweiten hälfte des 15. jahrhunderts in irgendwie erheblicherer weise bemerkbar ist. Sie bestehen hauptsächlich darin, dass die substantiva auf *-schaf* jetzt häufiger *-schaft* geschrieben werden, dass neben *up* auch

die schreibung *uff* eintritt, dass statt eines alten *d* zuweilen *t* geschrieben wird, ja sogar schreibungen *thun* etc. auftreten, wie man sich leicht aus den einschlägigen urkunden bei Lacomblet IV. überzeugen kann. Nur selten tritt neben *dat* ein *das* ein (das erste, was ich mir aus einer Kölner urkunde notiert habe, ist von 1464. L. IV. 328). Erst an der grenzscheide des 15. und 16. jahrhunderts wird dann *das* etwas häufiger. — Dasselbe gepräge tragen denn auch die zu dieser zeit in Köln geschriebenen literaturdenkmäler. Als beispiel führe ich den Karlmeinet an, in welchem sich vereinzelt hochdeutsche schreibungen finden: *das* 292,34, *was* 96,17, *alles* 47,38, *tages* 46,51. 124,19, *teil* 17,57, *syten:stryten* 24,37, subst. auf *-schafft* z. b. *bot-schafft* 16,13, das aber auf *gaff* reimt, *geben* (statt *geven*) 52,27. 133,9, *nicht* (statt *niet*) 119,1, 122,2 u. s. w.*)

Wir sind durch die obigen untersuchungen zu dem resultate gekommen, dass das mittelfränkische vom 13. jahrhundert an bis auf die neueste zeit, in seinen grundzügen unverändert, eine mundart ist, welche von dem hochdeutschen lautstande nur die verschobenen *tenues*, und auch diese nur mit bestimmten ausnahmen, besitzt. Die frage nun nach der zeit und art der bildung dieser mundart beantworte ich dahin, dass dieselbe in ihren consonanten-verhältnissen so alt ist wie der eintritt der hochdeutschen lautverschiebung, welche nur in einem teile, nämlich nur an den *tenues*, bis über dieses gebiet sich verbreitet hat. — Anders fasst Müllenhoff (in der einleitung der denkmäler) die entstehung sowol dieser, als auch sämtlicher mitteldeutschen mundarten auf. Er meint, dass die mitteldeutschen gegenden, unberührt von der hochdeutschen lautverschiebung, zuerst noch rein niederdeutsch geblieben seien; dann sei schon im 9. jahrhundert vermöge des übergewichts, welches

*) Erst als das manuscript dieses aufsatzes schon in der druckerei war, konnte ich das schöne programm von Wahlenberg „die niederrheinische (nord-rheinfränkische) mundart und ihre lautverschiebungsstufe“ (Köln 1871) benutzen. Dasselbst finden sich reiche zusammenstellungen aus den neueren mundarten und besonders über die nördlichen übergangsstufen des mittelfränkischen ins niederfränkische gibt W. genauere auskunft, als ich es nach den wenigen bei Firmenich abgedruckten proben tun konnte.

das oberdeutsch-fränkische durch die Karolinger erhielt, eine einwirkung des letzteren auf die sprache jener gegend eingetreten und zwar zuerst in den höheren und literarisch gebildeten kreisen, in deren sprache sonach eine mischung von hoch- und niederdeutsch eingetreten wäre, während in der volkssprache das niederdeutsche weit länger gelebt hätte. Als ein zeugnis solcher mischmundart wird das Hildebrandslied angeführt, welches die hessische sprache vom ende des achten jahrhunderts darstellen soll. Die letztere ansicht dürfte wol Müllenhoff jetzt selbst nicht mehr aufrecht erhalten, nachdem nachgewiesen ist, dass wir im Hildebrandslied nicht eine aufzeichnung aus dem gedächtnisse zu sehen haben. —

Müllenhoffs auseinandersetzung beginnt damit, dass er sagt (p. VIII.), Wilhelm Grimm habe gezeigt (Athis u. Prophyl. s. 9.), „dass ein zurückweichen der plattdeutschen bestandteile in der hessischen mundart in dem masse stattgefunden hat, als der gebrauch der schrift vordrang.“ Mir hat diess Wilhelm Grimms beweisführung nicht wahrscheinlich gemacht. Er vermutet, dass zu Herborts zeit die rede des gemeinen mannes eine stärkere färbung des niederdeutschen trug. Den beweis dafür bildet Cassel, „wo die plattdeutschen bestandteile erst im ausgang des vorigen jahrhunderts zu weichen begannen.“ Man fragt welche? Herschte da wirklich noch *t* für *z*, *p* für *f*, *k* für *ch*, oder sind bloss mitteldeutsche ausdrücke gemeint, die das niederdeutsche auch hat und die darum für niederdeutsch angesehen werden? — „Wenigstens zeigt ein in der mundart des volkes bei der ankunft des landgrafen und schwedischen königs Friedrichs I. in Cassel etwa im jahre 1740 abgefasstes gedicht noch ziemlich starke, dagegen eine im jahre 1376 zu Cassel ausgestellte urkunde nur geringe einmischung plattdeutscher wörter und formen: in den briefen des landgrafen Philipp des grossmütigen aus dem sechzehnten jahrhundert sind sie verschwunden.“ Dass Philipps briefe nicht mehr echt hessisch sind ist natürlich, denn im sechzehnten jahrhundert schrieb man in Hessen, wie auch aus urkunden vielfach hervorgeht, nicht mehr hessisch, sondern die neuhochdeutsche schriftsprache mit den neuen diphthongen. — Die 1376 zu Cassel ausgestellte urkunde soll geringe einmischung des niederdeutschen zeigen, ich habe aber weder in ihr eine spur des niederdeutschen entdecken können, noch

in den übrigen Casseler urkunden des 14. jahrhunderts, welche ich gesehen habe. (Deren zahl ist allerdings leider nicht sehr gross, da es uns an einem codex diplomaticus fehlt.) Die casse-ler urkunden sind eben mitteldeutsch. Wenn z. b. in einer urkunde des capitels zu St. Martin in Cassel vom jahre 1368 (Kuchenbecker, *analecta hass.* V. p. 40. ff.) die formen *hee* und *her* = mhd. *er* und der nominativ des artikels* *dy*, *de* neben *der* vorkommen, so halte ich das für durchaus nichts nieder-deutsches, welches etwa bewiese, dass das volk damals noch niederdeutsch gesprochen habe und in folge dessen sich diese formen in die höher gebildete schrift eingemischt hätten. Ebenso sind zu beurteilen die daselbst vorkommenden formen *wasses* (= *waches*), *kunschaf*, *sthichte*, *dochter*, *godes*, *gude*. Das schi-boleth des niederdeutschen, die unversehrten alten *tenues*, fehlt gänzlich.*) Ebenso wenig würde ich es für einen beweis des

*) Dass in Niederhessen, der niederdeutschen grenze so nahe, sich auch einige wirklich niederdeutsche formen finden, ist nicht sehr wunder-
bar und berechtigt keineswegs zu einem schlusse auf ursprünglich
niederdeutschen charakter des dialects.

Das wenige derartige, was Vilmar's idiotikon aufweist, könnte wol recht gut durch einschleppung zu erklären sein, wie ja auch in die neu-hochdeutsche schriftsprache niederdeutsche worte aufgenommen sind. Vieles was Vilmar niederdeutsch nennt, fällt nach dem obengesagten weg, wie z. b. das wort *karmen* (p. 193); desgleichen worte wie *krappe* (p. 223) *petter* (296), von denen V. sagt, es seien niederdeutsche formen gegenüber einem hochdeutschen *krapfe*, *pfetter*. Denn diese sind nicht bloss niederdeutsche, sondern auch hessische formen, woselbst ja *p* im anlaute und inlautend bei verschärfungen, wie im südfränkischen, nicht verschoben wird. Hier kann es sich bloss um einige worte handeln: *schnäte* (p. 365, welches wol ohne zweifel eingeschleppt ist) *strotte* (p. 404) *lüttich* (p. 256) *fett* (p. 101), bei welchen letzteren wol die conso-nantenverschärfung zu beachten ist, wie ja auch das pronomen *dü* aus diesem grunde in ganz Mitteldeutschland der verschiebung entgangen ist. Mit *p* und *k* ist mir *laupe* (p. 239) und *böken* (p. 46) aufgestossen, welche vielleicht auch für niederdeutsche eindringlinge zu halten sind. — Betreffs der einwirkung der schriftsprache sei hier noch bemerkt, dass mit der besonders im letzten jahrhundert immer intensiver werden-den macht derselben ein untergehen volkstümlicher worte und formen sicher statt hat und gewis in immer grösserem masse statt haben wird, doch ist es nicht richtig, wenn man das in Hessen ein zurückweichen des niederdeutschen nennt. Wenn z. b. bei Cassel seit 1830 der ausdruck *das sullen* dem schriftdeutschen *suppe* gewichen ist (p. 338), so weicht

niederdeutschen halten, wenn man schreibungen wie *geven*, *leven* aus Hessen beibrächte, denn auch für das gewöhnlich geschriebene *b* nehme ich die aussprache = *v* in anspruch; als beweis dienen die in der eben erwähnten urkunde vorkommenden formen *hobe* (= mhd. *hove*) *bribe*. Alles das sind durchaus mitteldeutsche formen, welche das mitteldeutsche seiner zwischenstellung nach mit dem niederdeutschen gemein hat, ebenso wie es mit dem hochdeutschen die tenuesverschiebung teilt. Es wiederholt sich hier also dasselbe verhältnis, welches Johannes Schmidt in seiner neuesten kleinen schrift*) für das slawolitausche nachgewiesen hat, das in ähnlicher weise zwischen dem arischen und germanischen steht, indem es mit dem ersteren vor allem die verwandlung der gutturalen explosivlaute in spiranten, mit dem letztern viele andere eigentümlichkeiten teilt, ohne dass man deshalb das slawolitausche eine germano-arische mischsprache nennen darf.

Man möchte daher wol gern wissen, was es mit dem casselschen gedichte von 1740 für eine bewantnis habe, auf die blosse anführung Grimms hin werden wir keinen schluss ziehen dürfen. Vorläufig glaube ich die ansicht noch halten zu können, dass schon im 14. jahrhundert auch das volk mitteldeutsch sprach, oder mit andern worten, dass für Hessen die niederdeutsche grenze damals schon ganz dieselbe war wie heute. Diese grenze liegt jetzt zwischen den beiden städten Hofgeismar und Cassel. Urkunden von Hofgeismar liegen uns in ziemlicher anzahl vor (Urkundenbuch von Hofgeismar in: Falckenheiner, hessische städte und stifter, band II.). Diese sind sämtlich niederdeutsch

ja etwas echthochdeutsches zurück, da hier die schriftsprache das niederdeutsche wort hat. Es tritt eben ein schwinden der landeseingeborenen ausdrücke ein und dass dieses schicksal bei dem hochdeutschen charakter der schriftsprache meist solche formen treffen wird, welche Hessen mit Niederdeutschland gemein hat (vgl. z. b. *süster* p. 408), berechtigt noch nicht, diesen vorgang ein zurückweichen des niederdeutschen zu nennen. — Und nun gar, wie es W. Grimm tat, dem allgemeineren gebrauch der schrift im mittelalter schon eine ähnliche einwirkung auf die sprache zuzuschreiben, wie sie die erstarkte neuhochdeutsche schriftsprache jetzt zu üben begonnen hat, will denn doch wenig glaublich scheinen.

*) Die verwantschaftsverhältnisse der indogermanischen sprachen. Weimar 1872.

und zwar nicht bloss die des 14., sondern auch des 15. Jahrhunderts z. b. 46 a. 1470, 49 a. 1473, 50 a. 1488., desgleichen die Urkunden des noch etwas nördlicher gelegenen Stiftes von Helmarshausen 20 a. 1337, 22 a. 1338, 24 a. 1354. Helmarshausen und Hofgeismar gehörten aber zur Erzdiözese Mainz und standen mit dem Erzbischofe in Schriftwechsel, desgleichen mit dem Landgrafen in Cassel, wie die dazwischen stehenden Mainzer und Casseler Urkunden beweisen. n. 27 a. 1360 z. b. ist ein Bündnis des Stiftes von Helmarshausen mit dem Erzbischofe, welches natürlich in Mainzer Kanzleisprache geschrieben ist. — An Hochdeutschen Einwirkungen fehlte es also nicht und diese waren denn doch wol sicher intensiver als die des Fränkischen zur Zeit der Karolinger, wo man noch keine deutschen Urkunden hatte. Nichtsdestoweniger bleiben die Urkunden dieser Orte nach wie vor Niederdeutsch, während die von Cassel von Anfang an Mitteldeutsch sind. Das wäre denn doch wol kaum zu erklären, wenn nicht schon damals die Niederdeutsche Grenze zwischen Hofgeismar und Cassel in der Mitte gelegen hätte: das Volk sprach in Hofgeismar Niederdeutsch, in Cassel Mitteldeutsch, deshalb auch die Verschiedenheit in der Sprache der Urkunden. Dabei will ich durchaus nicht in Abrede stellen, dass nicht die Casseler Landgrafenurkunden des 15. Jahrhunderts schon von der Volkssprache abgewichen wären, im Gegenteil lassen sich die Einflüsse der Mainzer Kanzlei und der sich bildenden Hochdeutschen Kanzleisprache durchaus nicht verkennen, nur musste die Mundart eine schon im ganzen conforme, Hochdeutsche sein, um solche, doch wol nur orthographische, Einflüsse leicht einfügen zu können. Die Beachtung dieses letztern Moments vermisst man auch in Müllenhoffs sonst sehr dankenswerten Nachweisungen über die Entstehung des eigentlichen Neuhochdeutschen, der Sprache mit den neuen Diphthongen (Denkmäler p. XXV. ff.). Er weist die neuen Diphthonge in schlesischen und obersächsischen Schriftstücken vom Anfang des 15. Jahrhunderts schon als zahlreich nach, während sie in den westlichen Gegenden Deutschlands noch nicht vorhanden sind. Er kommt zu dem Schlusse: „es scheint, dass die Umbildung des Dialects östlich an der Elbe sich schon früher vorbereitet als in den übrigen Mitteldeutschen Landschaften, wo in Thüringen bei Johann Rothe, in der Frankfurter Reichs-*correspondenz*, in

den akten könig Ruprechts von der Pfalz, der erzbischöfe von Mainz und Trier u. s. w. noch der alte landübliche vocalismus herrscht.“ (p. XXVI.) Dass ihm, der das auftreten von *ei* und *au* in Obersachsen nur durch einfluss der böhmischen hof- und kanzleisprache erklärt, dieses rätsel ungelöst bleiben musste, da ja die kanzlei auf die übrigen gegenden Deutschlands eben so grossen einfluss übte, ist leicht begreiflich. Die erklärung ist vielmehr nur aus der volkssprache zu geben. Die verbreiterung der alten längen zu diphthongen ist nichts anderes als ein naturereignis im gebiete der deutschen sprache, welches unbekümmert um äussere förderungen oder hemnisse anfängt, fortschreitet und endet. Begonnen hat dieser process, wie wir wissen, im anfang des 13. jahrhunderts in der südosteecke Deutschlands, verbreitete sich von da aus über Baiern, Oesterreich und Böhmen und nahm auf der grenzscheide des 14. und 15. jahrhunderts auch Schlesien und dann Obersachsen ein, ohne etwa durch eine, im vergleich zu solchem walten des sprachgeistes ohnmächtige, kanzleisprache aufgehalten oder gefördert zu werden. Weil nun in der ersten hälfte des 15. jahrhunderts die sprache des gemeinen mannes in Obersachsen die neuen diphthonge schon hatte, darum begannen sie sich nun auch in den dort entstandenen schriftstücken zu zeigen, denn die sprache der schrift war damals, wie auch hierdurch wider bewiesen wird, von der sprache des volks durchaus nicht abgelöst; weil in den westlichen gegenden die neuen diphthonge noch nicht waren, kommen sie, trotz böhmischer kanzlei, auch in der schrift nicht zum allgemeinen ausdruck, während einzelne auf solche nachahmung zurückzuführende beispiele allerdings schon früh vorkommen, so z. b. schon 1360 in einer urkunde des Pfalzgrafen G. III, 472. *zeiten* und *dreyzehenhundert*; 1456 in Sayn (G. IV. 254) *gebrauchen*, *zeit*, *Seyten*, *baussent*; 1470 Wied. G. IV. 317 *baussen*, *verschreiben*, *neun*. Doch sind das eben nur ganz vereinzelt auftauchende ausnahmen. Wir können wol nicht eher die lautbewegung für die gegenden am Untermain und Mittelrhein für vollzogen erachten als in der ersten hälfte des 16. jahrhunderts. Ja der umsatz der alten längen in diphthonge ist bis auf den heutigen tag in Hessen (Fulda — Cassel), Thüringen (Erfurt, Gotha, Weimar, Rudolstadt, Eisenach), im nördlichen teile Mittelfrankens, sowie in einem grossen teile Ale-

manniens nicht durchgedrungen; daselbst sind die alten *i* und *u* noch in voller Kraft trotz der nun schon seit drei jahrhunderten auch über diese gegenden waltenden neuhochdeutschen schriftsprache, die denn doch noch eine andere macht repräsentiert als die böhmische canzleisprache. Die lautbewegung der diphthongisierung ist eben erlahmt, bevor sie bis zu jenen gegenden vorgedrungen war. Johannes Rothe, der in Eisenach, also in einem lande lebte, wo bis heute noch die alten vocale herschen, hatte keine ursache die diphthonge zu brauchen, ebenso findet sich in einer urkunde des landgrafen von Hessen von 1498 (G. IV. 405) noch kein einziger neuer diphthong. Im 16. jahrhundert aber, zu der zeit, wo diejenigen deutschen länder, bei denen die diphthongisierung überhaupt zum durchbruch kommen sollte, dieselbe hatten und die schriftsprache sich zu festigen anfang, da muste auch in den davon verschonten gegenden Mitteldeutschlands der schreibgebrauch der majorität weichen und die neuen diphthonge annehmen, welche die sprache nicht hatte. Wir sehen also, dass das eintreten der neuen diphthonge in obersächsischen schriften mit der canzleisprache durchaus nicht zusammengebracht werden darf. *)

Ich würde Grimms ausführungen über die hessische mundart nicht so eingehend besprochen haben, da man von der ansicht der mischsprache wol schon ziemlich allgemein abgefasst hat, wenn nicht Müllenhoff seine argumentation dadurch stützte. Ein zurtückweichen der eingemischten niederdeutschen bestandteile behauptet er, wie Grimm für Hessen, so für das mittelfränkische gebiet. Er sagt (p. XV.): „eine vergleichung der heutigen kölnischen mundart mit dem kölnischen schriftdeutsch des zwölften und dreizehnten jahrhunderts wird auch hier das allmähliche zurtückweichen des niederdeutschen bestätigen und für das achte und neunte ist am Niederrhein wie in Hessen und Thüringen noch ein Übergewicht des niederdeutschen in der volkssprache anzunehmen.“ Gerade diese vergleichung hat

*) Wenn nach umfassender beobachtung, namentlich der urkunden, die geschichte dieser diphthongisierung monographisch behandelt würde, so wären unzweifelhaft noch manche genauere resultate zu erwarten. Wertvolle beiträge aus alten deutschen drucken hat in grosser reichhaltigkeit Zarneke, Narrenschiff p. 273. ff. geliefert.

uns nun aber ergeben, dass die heutige mittelfränkische volkssprache in allen wesentlichen punkten zum älteren schriftdeutsch stimmt, sogar genau mit derselben nordgrenze Düsseldorf-Neuss. Und wie wenig das niederdeutsche hier „allmählich zurückgewichen“ ist, zeigt eben grade Düsseldorf, wo noch jetzt wie damals unverschobene *tenues* neben den gewöhnlich verschobenen vorkommen. Wir werden also auch bedenken tragen müssen den schluss für das achte und neunte jahrhundert anzunehmen, dass da das niederdeutsche in der „volkssprache“ überwogen haben werde. In der sprache der höheren stände soll es also auch schon damals anders gewesen sein, indem dieselbe durch einwirkung der fränkischen hofsprache eine hochdeutschere färbung gehabt hat. Nehmen wir nun auch eine solche fränkische hofsprache in der von Müllenhoff vorausgesetzten form an, also eine sprache, welcher sich alle am kaiserlichen hofe verkehrenden fügen musten, so fragt es sich nur, wie konnte diese hofsprache auf das niederdeutsche Thüringen so wirken, dass dieses allmählich mitteldeutsch wurde? Eine deutsche reichs- und urkundensprache gab es ja nicht, da hier das lateinische dominierte. Karl selbst sammt seinen karolingischen nachfolgern hielt nicht in Thüringen hof, es könnten also höchstens einige fürsten am karolingischen hofe sich die hofsprache angewöhnt und bei ihrer rückkehr verbreitet haben. Man weiss in der tat nicht wie man sich den vorgang denken soll. Eine erklärung gibt Müllenhoff auch nicht, er behauptet bloss (p. IX.): „Sobald die verschiedenen deutschen stämme im reich Karls des Grossen zu einer politischen und religiösen einheit verbunden wurden, konnte auch für die sprache die entwicklung zu grösserer einheitlichkeit nicht ausbleiben. Darauf führte schon das bedürfnis des reiches.“ Was das für ein bedürfnis war, erfahren wir nicht, meinen aber, dass für die gesetzgebung und den sonstigen regierungsverkehr durch die lateinische sprache ausreichend gesorgt war, welche auch insofern die einzig mögliche war, als das reich nicht zum kleinsten theile aus Romanen bestand und von einem einheitlichen deutschen reiche unter Karl dem grossen insofern doch nicht die rede sein kann. Eine „sprache des höheren lebens“ (p. IX.) für jene zeit anzunehmen scheint mir ebenfalls sehr mislich. Denn abgesehen von den wenigen wirklich (lateinisch) gebildeten,

werden wol die vornehmen und fürsten der einzelnen stämme, denn um sie müßte sich doch für diese das höhere leben gruppieren, auch nicht viel mehr höhere geistige interessen zu besprechen gehabt haben als das niedere volk, wozu ihnen dann eine besonders cultivierte sprache nötig gewesen wäre; ich halte sonach den unterschied zwischen sprache des höheren lebens und der des gemeinen mannes zu jener zeit für nicht existierend.

Wenn ich nun durchaus nicht zugeben kann, dass eine fränkische hofsprache solche den organismus der betreffenden dialecte erschütternde umwälzungen habe hervorbringen können, so muss ich gestehen auch über die natur dieser hofsprache selbst nicht recht ins reine kommen zu können. Dass Karl der grosse und sein hof irgend einen fränkischen dialect gesprochen haben müssen, ist ja sicher, dass es der rheinfränkische (unser südfränkisch) gewesen sei, hält Müllenhoff durch die strassburger eide und das Ludwigslied für erwiesen (p. XX). Schon Einhard aber stimmt nicht recht dazu. Er, im Maingau geboren, hielt sich in der letzten zeit seines lebens (815—44) in Seligenstadt auf, und dem entsprechend schrieb er auch die monatsnamen Karls „mit einer starken annäherung ans hochfränkische“ (p. XXI.) nieder. Wie nun, wenn aber Karl mittelfränkisch gesprochen hätte, was bei seinem häufigen aufenthalte in jenen gegenden doch von vornherein nicht für unwahrscheinlich erklärt werden kann? Dagegen sagt Müllenhoff (p. XXI.): „dass die hofsprache das niederdeutsche *t* auch nur in der einschränkung wie der trierische dialect zuliess, dafür finde ich kein beispiel, auch nicht in den urkunden. Dagegen fehlt es in den andern consonantreihen allerdings nicht an spuren tiefer liegender mundartlicher einflüsse.“ M. hält nämlich für „das erste entscheidende zeichen dieser übergangsmundarten das im auslaut noch nicht zu *z* verschobene *t*,“ wie es in der trierischen übersetzung des capitulare wahrgenommen werde (p. XV.) Wie wir wissen, ist das aber zu allgemein gefasst, da, wie es auch im capitulare der fall, nur das neutrale *t* im mittelfränkischen unverschoben bleibt. Ein *that*, *it*, *vat* aber kann in einer lateinischen urkunde nicht vorkommen und die übrigen verschiebungen sind im mittelfränkischen ungefähr in demselben masse vorhanden, als im südfränkischen. Die urkunden beweisen also gar nichts gegen die annahme, dass Karl *that*, *it* gesagt

habe. Ja ich wüßte nicht, was sich dagegen einwenden liesse, wenn man vermuten wollte, jenes capitulare Ludwigs des frommen sei auf dessen befehl und an seinem hofe übersetzt worden. — Wenn der annalist (p. XXI.) *Sliesthorp* schreibt, desgleichen den bairischen grafen *Huelp* nennt, nicht wie Thegan *Huelf*, so ist das sehr leicht dadurch zu erklären, dass der annalist aus dem nördlicheren Mittelfranken war, während Thegan als Trierer zu dem südlicheren streifen Mittelfrankens gehörte, wo *p* nach *l* und *r* wie in Südfranken verschoben war. — Hierzu stimmen denn auch die (p. XXI. unten) angeführten belege von *p* nach *l* und *r* aus Prümmer und Trierer urkunden, doch ist dazu zu bemerken, dass sie sämtlich aus Prüm stammen, mit ausnahme der drei letzten für den namen *Helpricus*, und in einem solchen eigennamen bewahrt sich ja öfter die ältere schreibung länger, niemals aber stehen in Trierer urkunden ortsnamen auf *-dorp*, sondern alle beispiele haben verschiebung von anfang an z. b. n. 65 a. 838 *liudrestohrf*, 80 a. 847—868 *Rengeresdorf*, 139 a. 895, 339, 400 etc., daneben auch *-dorph* z. b. 83, a. 853, 233, 245 etc. *-dorp* aber findet sich nur im nördlicher gelegenen Prüm, woselbst es ja noch im 14. jahrhundert so lautet (L. III. 680). Daneben kommt daselbst allerdings auch *-dorph* vor, ja sogar (in einem ausführlichen güterverzeichnis von Prüm aus dem jahre 893. Beyer I. 135.) in einer grossen anzahl von beispielen beständig die schreibung *-dorpht*. *-dorp* findet sich auch regelmässig in Laacher urkunden Beyer II. 127 a. 1192 etc.

Wie man ferner die aufzeichnung des Muspilli mit der hofsprache vereinen soll, weiss ich nicht. Man hat ja in Ludwig dem deutschen selbst den schreiber desselben vermutet. Wenn es nun auch denkbar wäre, dass der fränkische Ludwig, der von früher zeit an in Regensburg hof hielt, sich mit der zeit dem bairischen idiom soweit anbequemt hätte, dass er das Muspilli niedergeschrieben haben könnte, so will ich das doch nicht grade urgieren. Aber so viel lässt sich doch mit sicherheit behaupten, dass nur einer aus der allernächsten umgebung des königs in das diesem gehörige buch das gedicht eingetragen haben kann. Was ist das aber für eine hofsprache, die in Mitteldeutschland solche wunder tut, die aber ohne alle wirkung ist, wenn ein Karolinger einige zeit in Baiern hof hält? In den denkmälern ist dieses widerspruchs mit keinem worte gedacht.

So beweisen mir auch die Strassburger eide Nithards weiter nichts, als dass eben diese fränkische mundart dem Nithard geläufig war; er selbst lebte am hofe Karls des kahlen wo jedenfalls französisch gesprochen wurde; wer also eine romanische hofsprache aufstellen wollte, würde dazu die romanische form der eide als beleg aufführen. Auf diesen gedanken ist aber bekanntlich noch niemand gekommen. — Auch für das Ludwigslied, glaube ich, hat man keine hofsprache nötig. Kann denn nicht ein etwa aus Mainz stammender geistlicher das lied verfasst haben? An Ludwigs hofe dürfte wol ebenfalls das französische überwiegend gesprochen worden sein.

Mögen nun aber auch schliesslich die Karolinger gesprochen haben, wie sie wollen, für die geschichte der sprache im ganzen und grossen kann die sprache einzelner individuen nicht wol in betracht kommen.

Aus dem liede de Heinrico wird dann (p. XXIII.) geschlossen, „dass schon im X. jahrhundert am hofe der sächsischen kaiser das hochdeutsche seine herschaft in Niederdeutschland begann.“ Das lied ist einfach mitteldeutsch von einem Mitteldeutschen geschrieben: alle tenues haben darin die verschiebung erlitten.

Auf diese und die folgenden hofsprachen will ich hier nicht näher eingehen, zwingende gründe sie anzunehmen sind nirgends vorhanden. Ueber die hohenstaufische hofsprache hat schon Pfeiffer und nach ihm Paul*) ausführlich gehandelt. — Ich gehe jetzt über zur begründung der an die spitze dieser letzteren betrachtungen gestellten ansicht, dass das mittelfränkische, wie auch das mitteldeutsche in der gestalt seines consonantismus so alt, wie die hochdeutsche lautverschiebung, und von dieser wesentlich hervorgebracht sei. — Dass die kölnischen urkunden des 13. und 14. jahrhunderts, so weit diess einer nicht nach phonetischen principien geordneten orthographie möglich, in laut- und formenlehre genau die sprache des kölnischen volkes wiedergeben, scheint mir, schon wegen der übereinstimmung des heutigen kölnischen dialects, nicht im mindesten zweifelhaft. Dass die alten Kölner freilich nicht in dem stile und der immer wiederkehrenden phraseologie der urkunden gesprochen haben werden, kommt dabei natürlich nicht in betracht. —

*) Gab es eine mhd. schriftsprache? Halle 1873.

Ebenso dürfen wir als sicher voraussetzen, dass die kölnischen urkundenschreiber des 9. und 10. jahrhunderts in den lautverhältnissen sich streng an ihre mundart gehalten haben.

Die älteste kölnische urkunde bei L. I. ist vom jahre 874 n. 66. Diese bietet aber auch schon *Urcechon*, (heute Ürzig), 88 a. 927 *Bozilesthorpe*, 102 a. 948 *via quae dicitur burchstraza*, 103 a. 948 *Wizonstein*, 231 a. 1081 *bischouisholze*, 253. a. 1096 *Hundeszagel* etc.

Und so steht in allen älteren kölnern urkunden *z* statt des alten *t*. War aber schon im südlicheren trierer capitulare das verhältnis so, dass neben stets verschobenem *t* nur das neutrale *t* unverschoben war, so dürfen wir für das nördlichere Köln selbstverständlich schliessen, dass auch dort *that*, *it*, *wat*, die in lateinischen urkunden eben nicht vorkommen können, zu jener zeit geherrscht haben.

Dass auch das *k* schon 874 verschoben war, sehen wir an eben jenem *Urcechon*, dem niederfränkisch *Urtekon* entsprechen würde, n. 103. a. 948 *Blanconbiechi*, 104 a. 958 in *Branbechen*, 123 a. 989 *Rodenkyrichon*. — Für *-thorp* sind die belege sehr häufig: 88 a. 927, 93 a. 941, 105 a. 962, 111. a. 970 etc.

Schon Scherer (zur geschichte der deutschen sprache p. 79) hat nachdrücklich betont, dass die verwandlung von *th* (*dh*) zu *d* nicht den anstoss zur hochdeutschen lautverschiebung gegeben haben könne, was dadurch als das einzig haltbare erwiesen wird, dass *th* erst schwindet, nachdem alle andern verschiebungen vor sich gegangen sind. Er behauptet ferner, und wie ich glaube mit vollem recht, dass die verschiedenen erscheinungen durchaus keinen zusammenhang unter einander haben, noch sich gegenseitig bedingen. Ferner hat er aus dem grössten verbreitungsgebiete der *tenuis* sehr richtig geschlossen, dass mit diesen die verschiebung begonnen habe, darauf die der *mediae* gefolgt und zuletzt der übergang der tönenden spirans *th* in *d* eingetreten sei. Ich glaube nun, so richtig Scherers bemerkungen im ganzen und grossen sind, dass sich, und besonders mit hilfe des mittelfränkischen, vieles noch genauer bestimmen und son- dem lässt. Ordnen wir zunächst einmal die erscheinungen der lautverschiebung nach den verbreitungsgebieten, indem wir vor-

läufig von der noch besonders zu besprechenden spirans *th* absehen, so ergeben sich folgende gruppen:

A. Tenues.

1. Die verschiebung des *t* zu *z* überall, einfaches *p* und *k* im in- und auslaut nach vocalen zu *f* und *ch*. Diese verschiebung verbreitet sich über ganz Ober- und Mitteldeutschland mit einschluß Mittelfrankens, und zwar ist sie in Mittelfranken überhaupt die einzige durchgedrungene lautverschiebung (mit abzug natürlich des neutralen *t*). Nicht verschoben sind in Mittelfranken *p* und *k* im anlaute und im inlaute nach consonanten, so wie nach vocalen bei verschärfungen.

2. *t* ist durchweg zu *z* verschoben, einfaches *p* zu *f* im in- und auslaute nach vocalen und nach *l* und *r*, einfaches *k* im in- und auslaute nach vocalen zu *ch*. Diese verschiebung erstreckt sich auf ganz Ober- und Mitteldeutschland mit ausschluß der grössern nördlichen hälfte von Mittelfranken. Sie ist die einzige im südlichen teile von Mittelfranken und in Südfranken, wozu auch Nassau und Hessen gehört. Nicht verschoben ist daselbst *p* im anlaute, *p* bei verschärfungen und nach *m* im inlaut, so wie *k* im anlaute, im inlaute nach consonanten und bei verschärfungen.

3. *t* ist ganz verschoben, *k* wie bei den vorigen beiden gruppen, *p* im anlaute, im inlaute nach vocalen und nach *l*, *r*. Diese art der verschiebung dehnt sich aus über Oberdeutschland, Ostfranken, Thüringen, Obersachsen, ausschliesslich herrscht sie in Nordthüringen und Obersachsen, woselbst *p* nach *m* und bei verschärfungen nicht wie in den übrigen norddeutschen gegenden zu *pf* verschoben wird; man sagt daselbst noch heute *damp*, *strump*, *kop*, *köppe*.

4. *t* und *p* sind ganz verschoben, *k* wie bei den vorigen, Diese verschiebung erstreckt sich auf Oberdeutschland, Ostfranken und den grössten (südlichen) teil von Thüringen. Nicht verschoben ist in Ostfranken und Thüringen von den tenues nur das *k* in den schon mehrfach angegebenen fällen.

5. Die tenues sind allesamt verschoben. Das ist der fall nur in Oberdeutschland.

B. Mediae.

Medialverschiebungen drangen gar nicht vor nach Mittelfranken, und fast gar nicht nach Südfranken, nur kommen da-

selbst neben dem gewöhnlicheren *d* fälle von *t* vor. Bloss die verschiebung von *d* zu *t* trat ein in Ostfranken und Thüringen, an allen medien gingen verschiebungsprocesse nur in Oberdeutschland vor sich.

Daraus nun, dass die verschiebung des *t*, sowie des *p* und *k* nach vocalen sich am intensivsten verbreitet hat, glaube ich mit Scherer schliessen zu dürfen, dass damit der process begann, Doch noch eine andere chronologische bestimmung, meine ich, wird man erschliessen können. Sämmtliche erscheinungen der lautverschiebung gehen von Oberdeutschland aus und verbreiten sich von da an nordwärts, die erste und kräftigste schicht am weitesten. Eine solche lautwandlung pflegt aber nicht auf dem ganzen gebiete, auf welchem sie später herrscht, zu gleicher zeit aufzutreten, sondern von einem punkte ausgehend braucht sie eine geraume zeit, bis sie an den endpunkt kommt und dort erschläft. Diess sehen wir recht deutlich an einer andern lautverschiebung, deren verlauf wir beobachten können, ich meine die diphthongisierung der alten *i* und *u*, welche vom südosten ausgehend über 300 jahre gebrauchte, bis sie ihr verbreitungsgebiet ganz durchlaufen hatte. So wird es auch mit den erscheinungen der uns jetzt beschäftigenden lautverschiebung bewant sein. Bezeugt wird diess aber durch urkundliche belege, welche Müllenhoff, denkm. p. VIII. beibringt. Es sind namen aus thüringischen urkunden vom anfang des 8. jahrhunderts, in welchen *t* noch nicht zu *z* verschoben ist: *Virteburh*, *Adogôth* und *Cato*. Während wir wissen, dass diese verschiebung in Oberdeutschland schon im 7. jahrhundert eingetreten sein muss, kann sie sonach an ihren endpunkten erst vielleicht in der mitte des 8. jahrhunderts angekommen sein.

In der verschiebung des *t* zu *z*, sowie des *p* und *k* nach vocalen zu *f* und *ch* sehe ich also die erste schicht der lautverschiebung. Sie ist in allen unseren literaturdenkmälern, weche auf ihr gebiet fallen, durchgeführt, nur im Isidor bemerken wir noch in zwei vereinzeltten fällen nachzügler, nämlich *scâp* (91, 9) und *ubarhlaupnissi* (61, 3), während sonst durchaus das *p* zu *f* (*ff*) vollständig verschoben ist. Doch beweisen wol diese nachzügler, dass noch nicht zu lange vor Isidor, der wahrscheinlich nicht nach 750 zu setzen ist, in Südfranken der pro-

cess eingetreten war. — Unterdes war aber in Oberdeutschland die bewegung schon weiter gegangen.

Zur zweiten schicht rechne ich die verschiebungen, welche die verbreitungsgebiete 2—4 characterisieren, also die bewegung, welche zum ziele hat, die noch nicht verschobenen *p* (im anlaut, inlaut nach consonanten und bei verschärfungen) zu afficieren. Diese bewegung können wir nun schon bequemer beobachten, als jene erste. Zwar nicht in Oberdeutschland, denn da ist sie immerhin schon so früh eingetreten, dass sie zur zeit unserer ältesten glossen, die mit dem Isidor etwa gleichzeitig sind, schon durchgeführt erscheint, in Franken aber geht sie noch vor sich zur zeit, da unsere denkmäler einsetzen. Der Isidor vornehmlich fällt in eine zeit, wo diese bewegung noch gar nicht nach Südfranken gedrungen war, ein neues bedeutsames zeichen seines alters. In der heimat des Isidor, ja noch weiter nördlich im südlichen teile Mittelfrankens wurde später *p* nach *l* und *r* verschoben und zwar zuerst affriciert und dann meist in *f* verwandelt. Im Isidor aber ist hier das *p* noch unversehrt in *hilpit* und *aruorpanan*. Darauf folgt zunächst die affricierung und in diesem zustande ist das *p* in unsern meisten denkmälern. Tatian schreibt überwiegend *werphan* (*werpfan*) *helphan* (cf. Sievers, Tatian p. 15.). Ferner heisst es bei ihm *clophon*, *tropso gilimpfan* etc. Auch bei Otfrid findet sich noch *helphan*, *werphan*, *werpfan* u. a. häufig. Für Otfrids dialect hätte ich eigentlich oben unter 2. noch eine unterabteilung machen sollen, da er *p* nur im anlaute bewahrt, im inlaute aber dem übrigen Südfranken entgegen und seinem benachbarten alamannisch entsprechend auch nach *m* und bei verschärfung affrication eintreten lässt (*limphan*, *aphul*), wiewol auch noch *limpit*, *gilumplich*, *intsupta*, *scaptin* ausnahmsweise sich findet (cf. Kelle, Otfrid II. 478). — Diese gesammte bewegung hat das gemeinsame, dass sie im ganzen sich nicht über die affrication erhebt. Nur gehen später in Franken (in Oberdeutschland war auch das schon früher eingetreten) die affricaten in einigen häufig gebrauchten wörtern nach *r* und *l* in *f* über, also *werfen*, *helfen*, *dorf*, *welf*, in andern hielt sich aber die affricata: *scharpf*, *gelpf*; der name *Helpfrich* im Nibelungenliede bezeugt aber auch noch deutlich das alte *helfen*. Ich habe deshalb keine weiteren unterabteilungen gemacht, wiewol dieses durch die variation

der verbreitungsgebiete allerdings geboten gewesen wäre. Und es scheint in der tat, dass der process mit dem *p* nach *l* und *r* begonnen hat, einesteils wegen des grösten verbreitungsgebietes, anderesteils weil z. b. die bei Otfrid eben erwähnten nachzügler nach *m* und bei verschärfung sich nicht nach *l* und *r* finden. Man kann die ankunft der bewegung nach Franken wol in die 2. hälfte des 8. jahrhunderts setzen und in ihren letzten stadien ist sie vielleicht erst in der ersten zeit des 9. jahrhunderts vollendet, zu welchen insonderheit die affricierung des *p* im anlaut zu rechnen ist. Diese hat ja auch Ostfranken eingenommen und Tatian hat sie bereits vollständig, aber in dem entschieden ostfränkischen bruchstück der lex salica (Müllenhoff setzt es ins jahr 802. d. p. 477) steht noch *pentinga*.

Ein moment, welches noch dafür spricht, dass die unter der ersten schicht zusammengefassten tenuesverschiebungen weit früher eingetreten sind, als die eben behandelten, ist auch das, dass im inlaut nach vocalen die zwischenstufe *ph*, *pf* sich nicht mehr findet, während sie in den fällen, wo *p* nach consonanten in *f* übergeht (in *helfen* etc.) ums jahr 800 noch die gewöhnliche schreibung ist. Im oberdeutschen, wo die verschiebung lange vor unsern denkmälern liegt, können wir das gar nicht erwarten, aber im fränkischen des Isidor könnte man es wol mit recht. Und ich weiss nicht, ob nicht vielleicht jenes *scâp* und *ubarhlaupnissi* als eine unvollkommene schreibung für ein stark aspiriertes *p* angesehen werden dürfte. Kommt doch in einer urkunde Karls des grossen von 777 (Sickel, acta Karol. I. p. 33) *Thyupfbach* vor. Freilich will ein zeugnis nicht viel besagen.

Scherer aber hat (zuletzt in seiner recension von Rumpelts system der sprachlaute, zeitschrift für östr. gymn. 1870 p. 656 f.) geläugnet, dass bei der hochdeutschen lautverschiebung im inlaut nach vocalen überhaupt eine zwischenstufe der affrication anzunehmen sei und behauptet, der übergang der tonlosen explosivae *t*, *p*, *k* in die tonlosen spiranten *z*, *f*, *ch* sei ein unmittelbarer gewesen. Wenn ich nun auch nicht daran denke die möglichkeit eines solchen übergangs in abrede zu stellen, so sind es doch hauptsächlich zwei gründe, welche mich an der alten ansicht festzuhalten bewegen.

Erstens haben wir auch nach *l* und *r* einen übergang des *p* in *f* in *helfen*, *werfen* und von diesem wissen wir sicher, dass er durch affrication hindurch gegangen ist. Begännen unsere denkmäler erst am ende des 9. oder anfang des 10. jahrhunderts, so würden wir die affricata in *helfen* auch nicht mehr belegen können und es könnte dann mit demselben rechte unmittelbarer übergang des *p* in *f* behauptet werden. Wenn wir also einen vorgang in seiner folge sicher belegt haben, so werden wir wol am richtigsten einen naheliegenden analogen vorgang, der aber wegen seines grösseren alters nicht so belegt ist, auf dieselbe weise zu beurteilen haben.

Zweitens aber, und das ist für mich hauptsächlich beweisend, haben wir im hochdeutschen nach vocalen an stelle der alten *tenuis* nicht einfache tonlose spirans, sondern doppelte. Das hat auch Scherer beachtet (ebendas. p. 658). Zur erklärang aber nimmt er im inlaut nach vocalen eine andere art von zu grunde liegender *tenuis* an, als im anlaut und nach consonanten. Er meint, dass im anlaut und nach consonanten die wirkliche *tenuis* gestanden habe, nach vocalen aber die physiologische *aspirata*, d. h. die *tenuis*, wie wir sie im neuhochdeutschen sprechen, welcher in der tat ein hauch unmittelbar nachstürzt. Die erste sei dann zur affricata verschoben worden, die zweite *th*, *ph*, *kh*, zu *gh*, *fh*, *χh*, woraus dann *gz*, *ff*, *χχ* entstanden sei. Dieser ansicht kann ich mich nicht anschliessen. Es scheint mir zu gezwungen zwei verschiedene arten von *tenuis* zu grunde zu legen, besonders da die auf germanischer lautstufe verharrenden sprachen keinen solchen unterschied aufweisen; ein anderer grund wird sich weiter unten ergeben; zunächst will ich darlegen, wie mir die sache zu erklären scheint.

Die tatsache steht also fest, dass wir im althochdeutschen in diesen fällen doppelte spirans haben. Im mittelhochdeutschen beweist die metrik auf das klarste, dass nach kurzen vocalen die doppelung vorhanden ist, während sie nach langen in der regel nicht mehr geschrieben wird. Aber im althochdeutschen wird sie auch nach langen vocalen sehr oft geschrieben, nur schwanken daselbst die bezeichnungsweisen bedeutend. *) Wo

*) Meist hat man allerdings die doppelte schreibung nach langen vocalen im althochdeutschen für orthographischen misbrauch gehalten (so noch Holtzmann in seiner altd. gr.). Das ist gegenüber der menge von

wir aber im altdeutschen doppelconsonanten finden, da sind sie etymologisch begründet und gewöhnlich durch assimilation entstanden. Sie sind demgemäss auch als zwei consonanten gesprochen worden, so dass der eine zur vorhergehenden silbe, der zweite zur folgenden gehört, mit deutlicher pause zwischen den beiden silben. So sprechen bekanntlich die Italiener ihre doppelconsonanten, die ebenfalls etymologisch begründet sind: *fat-to* aus *facto*. Diess wird nur zu häufig von uns ausser acht gelassen, die wir stets nach kurzem vocal zwei consonanten schreiben und gewöhnlich auch altdeutsche doppelconsonanten nach unserer weise aussprechen. Es ist aber althochdeutsch *fuoizzi* = *fuoiz-zi*, *ezzan* = *ez-zan*, *slâffan* = *slâf-fan*, *sahha* = *sach-cha* (in mittelfränkischen urkunden gewöhnlich geschrieben *sachge*, *brechgen* etc.) Und diese sind entstanden durch assimilation aus *fuot-zi*, *et-zan*, *slâp-fan*, *sak-cha*, gerade wie *stimma* aus *stim-na*, *guol-lich* aus *guot-lich* etc. Ich denke mir den vorgang also so: die tenues werden zuerst aspiriert und daraus affriciert. Auf diese weise wird aus dem einfachen ein doppel-laut, dessen erster teil an das ende der ersten, dessen zweiter an den anfang der zweiten silbe tritt. Die tenuis assimiliert sich dann der folgenden spirans und wir haben so einen etymologisch begründeten wahren doppelconsonanten. — Auf Scherers weise aber kann man nicht zu solcher doppelconsonanz gelangen. Denn die aspirierten tenues, wie er sie zu grunde legt, sind noch durchaus keine doppellaute, welche sich dergestalt auf zwei silben spalten könnten. Denn der hauch stürzt dem explosivlaut ganz unmittelbar nach, und würde die so behaftete tenuis auf einmal spirans, so dürfte wol der hauch ganz in der spirans aufgehen, nicht aber sich als selbständiger consonant, wie Scherer will, der vor ihm stehenden spirans assimilieren können.

beispielen natürlich unstatthaft, wie es auch andererseits leicht begreiflich ist, dass nach langen vocalen bald die doppelung schwand und deshalb neben der doppelten auch schon früh die einfache schreibung sich findet; der gleiche fall liegt vor bei der doppelung in worten wie *hōrran*, *illan* etc., die ja eben so berechtigt ist. Dass an eine bloss orthographische doppelung nicht zu denken ist, zeigt am deutlichsten Isidor, welcher im inlaut die spirans *z* stets durch *zss* (*heizssan*), im auslaut durch *zs* bezeichnet.

Noch einen grund führt Scherer gegen den durchgang durch die affricata an (ebend. p. 657). Er sagt: „Wenn niederdeutschem *pp* althochdeutsches *pf*, niederdeutschem *p* althochdeutsches *ff* entspricht, so kann das nicht hinterher wider so eingerichtet worden sein und anfänglich durchweg *pf* gestanden haben.“ Ganz gewis, wenn die verschiebung des niederdeutschen *pp* mit der des *p* gleichzeitig entstanden wäre, so wären beide gleichmässig zu *pf* geworden und wären fortan gleichem schicksale unterlegen. Aber wir haben ja gesehen, dass die verschiebung des *pp* erst in der zweiten schicht eintrat, als die *p* der ersten schon durch *pf* hindurch nach *ff* übergegangen waren, von vermischung kann also hier keine rede sein. Ebenso wenig kann das verschärfte *k*, dessen verschiebung erst in dritter schicht eintritt, mit der in erster schicht entstandenen affricata von *k*, die dann in *ch* überging, zusammenfallen. Bei *t* würde aber, wenn die verschiebung des anlautenden und verschärften *t* zu gleicher zeit mit der des *t* nach vocalen vor sich gegangen wäre, in der tat ein zusammentreffen des geschärften *t* mit dem einfachen in der affricata *tz* eingetreten sein. Wir werden hierdurch belehrt, dass der vorgang in der 1. schicht noch etwas genauer zu fassen ist, wodurch denn auch die symmetrie des ganzen wesentlich gewinnt: die verschiebung der tenues begann damit, dass dieselben nach vocalen durch die affricata hindurch in die (doppelte) spirans übergingen. Zurück blieben also die tenues im anlaut und im inlaut nach consonanten und bei verschärfungen; diese zurückgebliebenen brachten es dann bloss bis zur affrication. Zuerst und jener verschiebung auf dem fusse folgte nach das *t* in den angegebenen fällen und erlangte noch dasselbe verbreitungsgebiet, weshalb es denn auch der ersten schicht füglich beigerechnet werden kann. Erst in zweiter linie folgte die affricierung des *p*, welches dann secundär in wenigen worten sogar noch eine spirans hervorbrachte. Zuletzt unterlag dann das *k* der affricierung.

Doch wir waren bei der besprechung der zweiten schicht stehen geblieben. Zu dieser ist noch die verschiebung der dentalmedia zu rechnen, deren verbreitungsgebiet auch jener affricierung des *p* ziemlich gleichkommt. Dasselbe ist ausser Oberdeutschland hauptsächlich Ostfranken-Thüringen, nach dem südfränkischen teile Oberfrankens ist sie nur in ausläufern gekom-

men. Bei Tatian, der bedeutendsten älteren ostfränkischen quelle, ist *t* schon ganz durchgedrungen, doch gibt es immer noch eine anzahl fälle, wo noch *d* steht, die vollständige aufzählung derselben bei Sievers p. 10. Auch aus andern ostfränkischen denkmälern führt Müllenhoff (p. XI.) einzelne alte *d* an z. b. aus der Würzburger beichte (d. 75. cf. p. 490, 7.) Später aber ist in Ostfranken das *t* allein herrschend, es können demnach diese *d* nur nachzügler der kurz vorher vollzogenen verschiebung sein. Von der verschiebung der früheren ersten schicht treffen wir keine solche nachzügler.

Anders steht es nun in Südfranken. Wir haben gesehen, dass daselbst die verschiebung des *d* zu *t* auch im 14. jahrhundert nicht durchgedrungen war, wiewol neben dem *d* sich schreibungen mit *t* fanden. So ist es auch schon in den ältesten denkmälern, die wir dieser gegend zuweisen müssen. Zuerst im Isidor. Daselbst herrscht unverschobenes *d* allerdings weit vor, es heisst aber stets *fater*, *muoter*, zweimal *dhrato* neben einem *drado*, *got* hat in der flexion meist *t*, daneben aber auch nicht selten *d*, die genetive *gotes* und *godes* kommen beide vor, auf derselben seite (25) steht der dat. *gote* und der instr. *godu* dicht bei einander, *muotes* und *ubarmuodic*, *deta* und *chiteda*, (p. 41), ausserdem *chideda*. — Im Ludwigsliede *gode*, *dugidi*, *gideilder*, *giduot* etc., aber auch *ritan*, *liutin*. — In den aufzeichnungen der heutigen dialecte bei Firmenich aber wird für diesen laut *d* geschrieben. Wenn man durch Firmenichs schreibung auch nicht über die natur des lautes belehrt wird, so geht das doch daraus hervor, dass es ein einheitlicher laut ist; dass er aber ein anderer laut war als die wirklich tönende media lehrt das schwanken in der schreibung zwischen tenuis und media, das bei dem später aus *th* entstandenen *d* nicht statt hat, welches also wenigstens im 14. jahrhundert noch tönend gewesen sein muss. Es bleibt keine andere annahme übrig, als dass im südfränkischen das ursprüngliche *d* zur sogen. geflüsterten media geworden sei, welche mit der media die articulation, mit der tenuis die tonlosigkeit gemein hat. Daher das schwanken in der bezeichnung. — Ein solches schwanken findet sich nicht im südfränkischen des Otfrid, welcher im anlaut *d*, im inlaut *t* schreibt. Es ist nun an und für sich nicht wahrscheinlich, dass sein schon aus alemannische grenzender dialect einen

unterschied in der behandlung desselben lautes im an- und inlaut gemacht habe, ein unterschied, den weder das nördlichere südfränkisch, noch das im süden grenzende alemannisch kannte. Hier gibt uns das älteste Weissenburger denkmal, der katechismus (d. 56) aufschluss. Derselbe zeigt dasselbe schwanken zwischen *d* und *t*, nur mit entschiedener neigung zum *t*, ich habe 25 alte *d*, dagegen 88 *t* gezählt. Von einem unterschiede zwischen an- und inlaut aber ist keine spur. Dasselbst steht *ardeilenne* (48), *citeilentê* (56) — *tootêm* (47), *doodêm* (49) — *guodes* (22), *muatû* (31) — *bidit* (24), *biit* (33) — *gidago* (19), *giterian* (30) u. s. w. Ich schliesse daraus, dass auch der Weissenburger dialekt die geflüsterte media hatte, nur schon mit etwas mehr annäherung an die wirkliche tenuis. Es ist also auch ganz unglaublich, dass der spätere Otfrid auf einmal wider im anlaut so sauber die media gehabt habe, im inlaut aber überall die tenuis. Ich stimme daher Paul bei (mdh. schriftsprache p. 26), wenn er diess für eine willkürliche regel Otfrids hält. Und es ist in der tat leicht zu denken, dass Otfrid, zu dessen zeit die tönende spirans *th* nur noch im anlaut vorhanden war, mit dieser correspondierend immer die media schrieb. Dagegen im inlaut, wo er durch den übergang des *th* eine wirklich tönende media bekommen hatte, setzte er für jenen zwischenlaut das zeichen *t*. Noch zur zeit des Weissenburger katechismus hätte eine solche correspondenz des anlautenden *d* und *th* nicht hergestellt werden können, da damals das *th* auch noch im inlaute überwiegend gebraucht wurde. Endlich zeigen auch noch die von Otfrid vor der evangelienharmonie geschriebenen urkunden, aus denen Müllenhoff p. XV. namen wie *hiltibodo*, *uodo* anführt, dass sich Otfrid seine orthographische regel erst gemacht hat, als er sein gedicht begann.

In die dritte schicht der lautverschiebung gehören nun die affricierungen des *k* und die verschiebungen, welche die beiden andern medien erleiden. Diese verschiebung als die letzte hatte nicht die kraft, weiter als über Oberdeutschland sich auszubreiten.

In Oberdeutschland liegt die lautverschiebung in allen drei schichten vor unsern denkmälern, in Franken die erste auch ganz, die zweite aber können wir daselbst wenigstens teilweise in unsern ältesten denkmälern als eben in der vollendung be-

griffen sehen, die dritte würden wir, wenn sie bis dahin gedungen wäre, wahrscheinlich in ihrem verlaufe beobachten können. — Mit diesen erscheinungen ist die speciell hochdeutsche lautverschiebung abgeschlossen.

Der vorgang, den wir nun zu besprechen haben, nämlich der übergang der medialen spirans *th* in die media *d* kann keine specifisch hochdeutsche genannt werden. Allerdings nimmt auch diese lautbewegung von Oberdeutschland ihren anfang, rückt aber von da vorwärts bis über die hochdeutschen grenzen hinaus und verbreitet sich auch über ganz Niedersachsen und Niederfranken. Und diese bewegung als die letzte hat so spät begonnen, dass wir selbst in Oberdeutschland noch ihre letzten stadien, in Franken aber ihren ganzen verlauf beobachten können. Denn wir haben in den ältesten oberdeutschen denkmälern, weniger in bairischen, aber desto mehr in alemannischen zahlreiche beispiele des alten unverschobenen *th*. In den keronischen glossen sind sie noch sehr häufig, desgleichen in den hymnen und den glossen des Junius. Daneben stehen aber auch schon die neuen *d*, bis sie denn mit dem ende des achten jahrhunderts so ziemlich ganz geschwunden und durch *d* verdrängt sind. Merkwürdig ist nur die diesen oberdeutschen unverschobenen *th* gewöhnlich zu teil gewordene verkennung, die doch wol nur darin ihren grund findet, dass man die verschiebung des *th* um jeden preis als den anstoss zur hochdeutschen lautverschiebung ansehen wollte. Scherer als der erste, welcher das spätere eintreten der verschiebung des *th* betont hat, wird wahrscheinlich auch die oberdeutschen *th* richtiger beurteilt haben, aber ausgesprochen finde ich es bei ihm auch nicht. — Weinhold führt zahlreiche beispiele für „*th*, *dh* statt *d*“ an, hält sie aber für willkürlichkeit der schreiber und stellt sie mit dem *th* aus *t* in eine reihe, welches seit dem 14. jahrhundert häufig auftritt (in *thun* etc.). Aber auch dieses wird man nicht für willkür, sondern für genauigkeit der schreiber halten müssen, welche die, wie wir daraus sehen, schon zu jener zeit aspirierte tenuis dadurch wider zu geben suchten. (Alemann. gr. § 170. 173. 179. 181, bair. gr. § 144). Man wird aber zu diesem „fälschlich statt *d* geschriebenen *th*“ bei Weinhold stets die bemerkung finden: „nur in alten — den ältesten — quellen.“ Dadurch tritt denn gleich die sache in das rechte licht. — Holtz-

mann (altd. gr. p. 281. ff.) hilft sich anders über die misliebigen *th* hinweg, indem er für sämtliche sie enthaltende alte denkmäler fränkische vorlage annimmt. So müssen denn die keronischen glossen, Ra, Pa, die hymnen („sonst ein streng oberdeutsches denkmal“), die exhortatio (hs. B.), Gloss. Jun., St. Galler paternoster und credo alle aus fränkischer vorlage geflossen sein. Nur bei den „rein alamannischen glossen Rb“ wird auch Holtzmann bedenklich. „In diesem denkmal kann man nicht wol an fränkische vorlage denken, eher ist ein schwacher einfluss der fränkischen hofsprache anzunehmen.“ Wie nichtig es um diese fränkischen vorlagen bestellt ist sehen wir, wenn wir eins jener stücke genauer betrachten, z. b. das St. Galler paternoster und credo (d. 57), das wol schon aus der späteren zeit des 8. jahrhunderts stammt. Wir finden daselbst bereits 9 neue *d*, aber auch 3 alte *th*: *thu*, *dhana*, *kemeinitha*. Nun hat dieses denkmal durchweg die verschiebungen der dritten schicht; man müste aber erwarten, dass der schreiber, der von 12 fränkischen *th* 3 aus versehen stehen liess, von den 23 fränkischen *g* etwa 6 habe stehen lassen, aber nein, wir haben ausnahmslos alle 23 *k* und das genügt wol um die fiction einer fränkischen vorlage zurtückzuweisen.

Geht also in Oberdeutschland das *th* in der zweiten hälfte des 8. jahrhunderts in *d* über, so werden wir es nur der continuity der bewegung angemessen finden, wenn in Ostfranken dieser vorgang ins 9. jahrhundert fällt. Im anfang des 9. jahrhunderts war in Ostfranken das *th* noch an- und inlautend vorhanden, wie wir aus der ostfr. lex. salica (d. nr. 65) ersehen; der ca. um ein halbes jahrhundert spätere Tatian hat es noch im anlaut, doch finden sich auch wenige (5) nachzügler im inlaut (cf. Sievers p. 11), in der Würzburger beichte aber (d. 75), welche ungefähr aus dem ende des 9. jahrhunderts herrührt, ist auch das *th* im anlaut ganz verschwunden, desgleichen in den späteren bamberger stücken (d. 30. 31. 91). — Es ist also nicht zutreffend, wenn man das *th* im anlaut als merkmal des ostfränkischen dialects ansieht, da man nur sagen darf, dass zur zeit des Tatian in Ostfranken das *th* bloss noch im anlaut bestand.

Etwas später erst verschwindet das *th* in Südfranken. Dass es bei Isidor noch vorhanden ist, ist ganz natürlich, da

es zur selben zeit in Oberdeutschland erst im schwinden war. Im neunten jahrhundert beginnt aber auch hier der übergang in *d*. Im Weissenburger catechismus z. b. ist das *th* noch in kraft, desgleichen in den Strassburger eiden, im Ludwigsliede ist es im inlaute schon im schwinden (*bruoder* 8, *lidan* 11 u. a.), in der Mainzer beichte (aus dem 10. jahrhundert d. 74.) ist der bestand ungefähr derselbe, wie in Alamannien zur zeit des St. Galler patern. Dasselbst finden sich nur noch 9 alte *th* z. b. *thaz*, *thinbu*, *thir*, aber das regelmässige ist schon *d*: *daz*, *dir* etc. — Im laufe des 10. jahrhunderts wird dann das *th* auch in Südfranken vollständig verschwunden sein.

Etwas eher schon als in der Mainzer gegend ist das *th* im Weissenburger dialect geschwunden. Im catechismus ist es, wie schon bemerkt, auch noch im inlaute regel, wiewol schon da verschiedene *d* vorkommen, bei Otfrid aber ist *th* bekanntlich im anlaute immer, im inlaute nur in seltenen ausnahmen vorhanden, während es in den weiter nach norden zu gelegenen südfränkischen gegenden zur selben zeit auch noch inlautend bestand. — Es hat demnach den anschein, als sei die tönende spirans *th* in der regel zuerst im inlaut in *d* übergegangen. *) Man könnte nun zwar bei Otfrid auch hier orthographische regelung annehmen wollen, doch wird diess durch die analogie des Tatian, der von so verschiedenen schreibern herrührt, verboten.

Widerum später als in Oberfranken ist die wandlung des *th* in *d* in Mittelfranken und im nördlichsten teile Mitteldeutschlands eingetreten. — Für Mittelfranken haben wir für das 9. jahrhundert *th* durch das capitulare bezeugt, für die folgenden jahrhunderte, auf die es uns in diesem punkte besonders ankommt, sind wir leider ohne denkmäler und lediglich auf die namen in den urkunden angewiesen. Diese machen aber eine

*) Dass das *th*, für das ja auch oft *dh* geschrieben wird, stets einen tönenden laut bezeichne, wird wol niemand in abrede stellen wollen. Isidor hat bekanntlich überall *dh* und schon das beweist genugsam, dass die spätern *th* nur eine andere schreibung desselben lautes repräsentieren. — Dass aber das *th*, gleich dem heutigen engl. *th*, spirans (reibelaute) und nicht etwa tenuis aspirata war, beweist hinlänglich schon der umstand, dass im altsächs. (ags. altfries. altn.) vor den spiranten *s*, *f*, *th* (*þ*) ausfall des *n* eintritt.

genauere einsicht insofern schwieriger, als gerade in solchen eigennamen oft die alte schreibung conserviert wird. — Die schreibung *-thorp* ist in den urkunden des 10. jahrhunderts noch sehr häufig z. b. *Walathorp* L. I. 88 a. 927 *Iminethorp* 102 a. 948, — 111. a. 970, daneben aber *Rumundorp* 105 a. 962 *Zudendorp* 146 a. 1009. — 102 a. 948 steht *Thiedenhovin*, aber 221 a. 1075 *Diodericho* — 164 a. 1028 findet sich *copeleweide* und im 11. jahrhundert kann *d* als durchgedrungen gelten, wenngleich noch vereinzelte *-thorp* daneben vorkommen, z. b. 211 a. 1068 etc. Ja sogar noch 1117 (nr. 284) lesen wir *Nithirindorp*. — Im allgemeinen kann man danach wol annehmen, dass im 10. jahrhundert auch in Köln der umsatz des *th* in *d* erfolgt sei.

In den nördlichen gegenden Mitteldeutschlands scheint sich die alte spirans noch länger als in Köln gehalten zu haben: in dem liede de Heinrico, also in der mitte des 10. jahrhunderts, ist sie noch vorhanden; ja sogar auch noch in der mitte des 11., aus welcher zeit die Leidener hs. des Williram rührt, welche sowol an- als inlautend *th* schreibt. Wann nun die wandlung hier, in Niedersachsen und in Niederfranken stattgefunden habe, weiss ich im einzelnen nicht genauer anzugeben, doch wird wol im allgemeinen das 12. jahrhundert als grenzpunkt anzunehmen sein. In Bremen freilich erscheint noch 1303 *dth* (*statuta Bremensia* nach den citaten im mnd. wb. z. b. p. 179. 188. 217. 221. 231 etc.), während es zur selben zeit in den meisten niederdeutschen gegenden schon geschwunden war. Auch in den ältesten mndl. denkmälern herrscht schon *d* statt der früheren spirans.

Jedenfalls aber ist die continuität dieser bewegung anzuerkennen, welche von Oberdeutschland im 8. jahrhundert ausgehend in allmählichem weiterschreiten mehrere jahrhunderte brauchte, bis sie das ganze ihr zustehende gebiet durchlief. Insbesondere jedoch muss die ansicht ganz unhaltbar erscheinen, welche die verschiebung des *th* zu *d* zum anlasse der hochdeutschen lautverschiebung macht, da wie wir gesehen, die erstere überall später als die letztere erfolgt.

LEIPZIG.

WILHELM BRAUNE.